

Die zwölf Monate,  
oder:  
Leben und Natur im steten Wechselfreife.

---

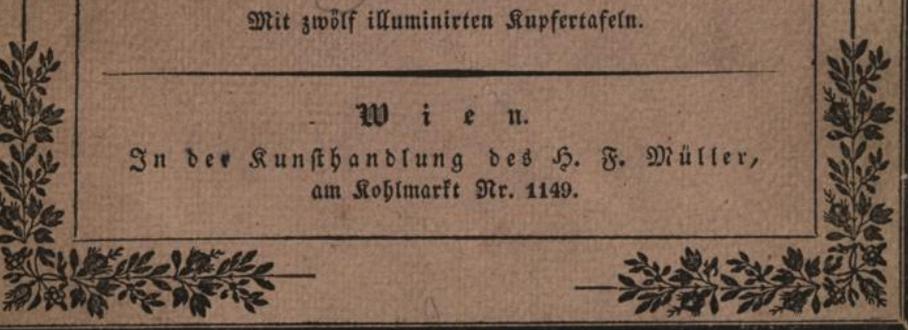
Ein  
Kranz von zwölf Erzählungen  
jungen Freunden der Natur gewidmet

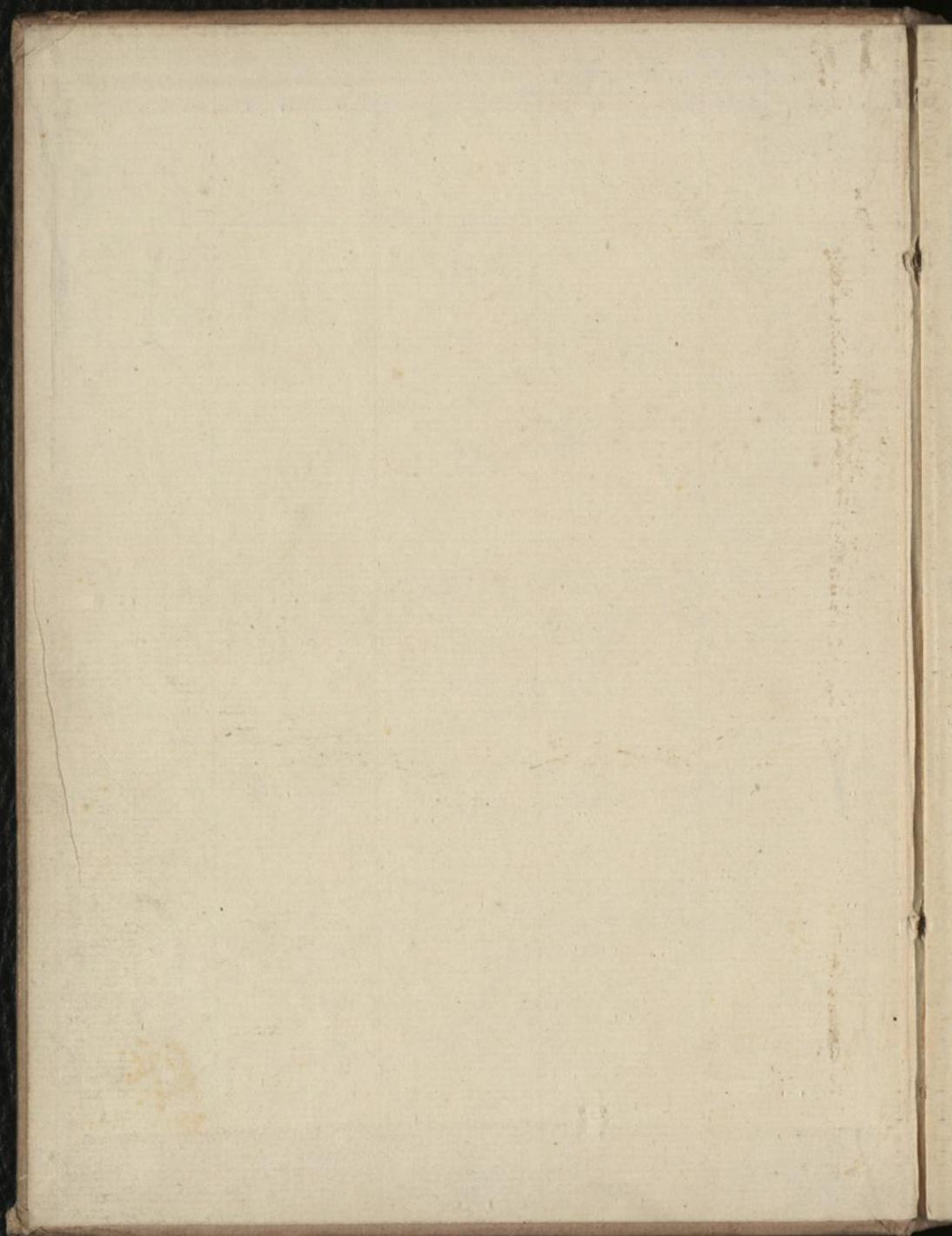
von  
J. S. Ebersberg.

Mit zwölf illuminierten Kupfertafeln.

---

W i e n.  
In der Kunsthandlung des H. F. Müller,  
am Kohlmarkt Nr. 1149.







*Januar.*

# Die zwölf Monate,

o d e r :

Leben und Natur im steten Wechselkreise.

---

E i n

Kranz von zwölf Erzählungen

jungen Freunden der Natur gewidmet

v o n

J. S. Ebersberg.

Mit zwölf Kupfertafeln.

---

W i e n.

In der Kunsthandlung des H. F. Müller am Kohlmarkt,  
Nr. 1149.

A 305.341

Die Kunst des Menschen

Leben und Natur im letzten Geschlechte



Verlag von J. Neumann, Neudamm

Neudamm, den 1. April 1844

J. Neumann

Neudamm, den 1. April 1844

IN: 496.104

In der Handlung des H. H. Müller am Rathaus

Str. 110

IN: 496.104

Dem  
wohlgebornen Herrn  
Valentin von Huszár,

Ritter des kaiserlich-österreich. Leopold- und des kaiserlich-russischen  
St. Wladimir-Ordens, wirkl. Rathe der k. k. geheimen Haus-, Hof-  
und Staatskanzley, Mitglied der asiatischen Gesellschaft  
in Paris 2c. 2c.

mit  
der innigsten Hochachtung und Verehrung  
gewidmet.

Dem

Hochgebornen Herrn

Valentin von Huzar,

Erst der kaiserl. k. k. Reichs- und Landes-  
Hof- und Staatskanzlei, nächst Wien, in  
der k. k. Hof- und Staatskanzlei, nächst  
Wien, in der k. k. Hof- und Staatskanzlei,  
in Wien.

1771

der kaiserl. Hof- und Staatskanzlei

in Wien.

Wohlgeborner,  
Verehrtester Herr Staatskanzleirath!

Seit mehreren Jahren widmen Sie meinen literarischen Bestrebungen Ihre Aufmerksamkeit, und gewähren mir Beweise eines Wohlwollens und einer ermunternden Gunst, die ich hoch ehre und den glücklichsten Resultaten beizähle, welche mir auf meiner so mit Blüthen, als mit Dornen bestreuten Bahn zu Theil geworden sind. Wenn ich, wie viele Stimmen behaupten, in dem besten Willen und der redlichsten Thätigkeit auf den

jüngeren Theil meiner Zeitgenossen fördernd eingewirkt, und das Gute nach meinen Kräften verbreitet habe: so gebührt Ihnen, mein edelmüthiger Gönner, der gewichtige Antheil moralischer Unterstützung und hochsinniger Förderung.

Entschuldigen Sie, wenn ich hierfür meinen wärmsten Dank öffentlich auszudrücken suche, indem ich diese kleine Schrift zum bleibenden Denkmale meiner Verehrung und uneigennützi-

gen Hingebung mit dem Namen eines Mannes ziere, dessen Liebe für Literatur sich durch das Wort nicht allein, durch die That bewährte, dessen reiner Charakter und aufgeklärter Sinn, mit einem so trefflichen Herzen verbunden, allgemeine Hochachtung und Buneigung im Vaterlande erworben.

Sie sind selbst Familienvater — ein guter und glücklicher Vater. Indem Sie diese Schrift billigen, ist ihr eine

vollwichtige Empfehlung an jedes edle und sorgsame Vaterherz  
beigegeben.

Wien, am letzten Dezember 1834.

Jos. Sigm. Ebersberg.

## V o r w o r t.



Mein achtbarer Verleger hatte zwölf sehr hübsche Zeichnungen, jede den Charakter eines Monats vorstellend, in Kupfer stechen lassen. Er wünschte zu diesen netten, in einem eigenen Geiste aufgefaßten Bildern einen passenden Text, und somit ein Bilderwerk in Verlag zu erhalten, das sich durch Mannigfaltigkeit des belehrenden Inhalts zu einer gleich unterhaltenden, wie nützlichen Lectüre für die Jugend gebildeter Stände eignen würde.

Die Aufgabe war nicht ganz so leicht; denn so ausgezeichnet schön die Bilder auch waren, so treffend sie den Charakter und die Eigenheiten jedes Monats versinnlichten: so schwer war es auf der andern Seite, in ihnen Anregung und Stoff zu Erzählungen und Aufsätzen zu finden, welche für jede jugendliche Altersstufe, selbst die reifere nicht ausgeschlossen, Interesse und Belehrung geben. Ich habe nach meinen Kräften und mit allem Fleiße, den Wunsch des

mir befreundeten Verlegers zu erfüllen gesucht; und ich trage die begründete Hoffnung in mir, daß das vorliegende Buch, nicht bloß der Schönheit seiner Bilder, sondern auch der Zweckmäßigkeit und glücklichen Auswahl des Textes willen, den Beifall verständiger Aeltern und Erzieher finden werde.

Ich habe mir dabei selbst noch die Aufgabe gestellt, in die Tendenz des Ganzen Einheit, in die Darstellung Wahrheit zu bringen, und mit dem Abwechselnden und Mannigfaltigen überall das Belehrende und für Herz und Sittlichkeit Einflußreiche zu verbinden. Wie weit dieser gewiß innige Vorsatz in der Ausführung gelungen, wird die Stimme billiger und gerechter Richter beurtheilen; und was meine lieben jungen Leser betrifft, so dürfen sie mit Liebe und Vertrauen ein Buch in die Hand nehmen, das nicht die Speculation, sondern allein der Gedanke eines ihrer bewährtesten Freunde, Nützliches und Gutes zu fördern, in die Welt gesandt hatte.

Wien, am 31. December 1834.

Der Verfasser.

# I n h a l t.



	Seite
<b>W</b> orwort . . . . .	IX
<b>I. Jänner</b> . . . . .	3
Der Neujahrstag und seine Winterfeier auf dem Lande . . . . .	5
Der Sünder . . . . .	15
<b>II. Februar</b> . . . . .	16
Die Liebe zur Kunst veredelt und bessert; oder: Die geheilte Ver- gnügungsfucht . . . . .	18
Verkennt die wahren Freunde nicht! . . . . .	29
<b>III. März</b> . . . . .	30
Die Ungeflümte und ihr Aesculap . . . . .	32
Auf, zur Freude! . . . . .	41
<b>IV. April</b> . . . . .	43
Die Schwalben, als die Frühlingsbothen . . . . .	45
Der Mandelbaum beim Frühlingsruf . . . . .	55
<b>V. Mai</b> . . . . .	57
Die Reise auf das Landgut . . . . .	59
Auf gutem Weg verzage nie! . . . . .	68
<b>VI. Juni</b> . . . . .	70
Das gefährdete Rosenfest . . . . .	72
Nichts sorg' von deiner Feinde Schaar! . . . . .	83

	Seite
VII. Juli . . . . .	85
Die beiden Jugendfreunde; oder: Fischer und Hirte . . . . .	87
Geduldig, thätig, unermüdet . . . . .	102
VIII. August . . . . .	103
Die edle Tochter . . . . .	105
Regen, Sturm und Sonne spricht zu dir . . . . .	115
IX. September . . . . .	117
Das Haus zum rothen Apfel . . . . .	119
Dem Guten mild, dem Schlechten ewig feind . . . . .	133
X. October . . . . .	135
Der Wechsel des Glückes im Leben . . . . .	137
Am Tage Müh', am Abend heitres Glück . . . . .	147
XI. November . . . . .	149
Der kleine Vogelfänger . . . . .	151
Ein Böser unter den Guten . . . . .	166
XII. December . . . . .	168
Die Weihnachtsgeschenke . . . . .	170
Wohl langsam, aber sicher reift die Frucht . . . . .	183

**D i e**  
**zwölf Monate im Jahre.**

---

**E i n F r a n z**

von Erzählungen, Skizzen und Dichtungen.

\*

Der Frühling schenkt Sonne und Leben  
Der wieder erwachten Natur;  
Es grünen die Bäume und Aeben,  
Die Saaten, die Wiesen, die Flur!

Der Sommer mit heißeren Tagen  
Reißt, was ihm der Winter gebar;  
Und bringt, wenn ermattet wir klagen,  
Sanft kühlende Früchte uns dar.

Den letzten erfreulichen Segen,  
Gewährt uns die herbstliche Zeit;  
Dann reißt uns die Traube entgegen,  
Das Herz zu erquickern bereit.

Und schüttelt vom kalten Gefieder  
Der Winter uns Schnee auf die Flur,  
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder,  
Sein Walten ergötzet uns nur.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,  
O Freunde! im wandelnden Jahr;  
Wie herrliche Freuden bereiten  
Und bringen dem Menschen sie dar!

(Aus einem alten Liede.)

I.  
**J ä n n e r ,**  
**K ä l t e m o n d , S t a r e m o n d .**

Des Jahres Anbeginn erneuert Jedermann  
Mit Gruß und Kuß, und Alles wünscht sich an.  
Nicht Gold, das oft der Danaiden Qual  
Ins Herz des unbewachten Mannes stahl;  
Nicht Ehrenstellen, die, von Glanz umflossen,  
Treib-Blüthen sind, am Dornenstamm entsprossen;  
Nicht feile Lust, die Sinn und Geist besiegt,  
Und dräuend drauf als Schreckgespenst verfliegt;  
Was ich Euch wünsche? In des Lebens Eitelkeit  
Das einzig wahre Glück — Zufriedenheit.

Feierlich beginnen die Menschen den Anfang des Jahres. „Heil allen wackeren Lebensgefährten, Heil und Friede den Rechtschaffenen Allen!“ Mit diesem Rufe begrüßt den ersten Tag des Jahres der Menschenfreund. Es gibt wohl nicht Einen, welcher unter uns wandelt, der an diesem Tage nicht die Rechnung seines Lebens durchblicket, des verflossenen Jahres mit seinen Leiden und Freuden gedenket, und die freundlichsten besten Vorsätze für's kommende faßt. Das neue Jahr beginnt in dem tiefsten Schläfe der Natur; Schneewüsten, Winteröden begegnen dem Auge des Wanderers, und die Städ-

ter, wie die Bewohner des Landes, leben eingeschlossen in ihren Häusern, in erwärmtem Gemache hinausblickend auf die starre Natur und sich den Freuden des Winters, die so eigenthümlich wie anziehend sind, hingebend. Dabei denkt der Menschenfreund der leidenden Armuth, die in dieser Zeit übler daran ist, als je. Schon den Neujahrstag beginnt eine neue Sitte, Entbehrungskarten von der Ceremonie des Glückwünschens unter entfernten Bekannten, gegen Beiträge für die Dürftigen lösend, mit Wohlthun, und Männer- und Frauenvereine sind in segensreicher Thätigkeit. Die Abendunterhaltungen, der Beginn des Carnevals, Schauspiele, Musik, Tanz, machen diesen Monat zu einem lustigen für die Reichen; — Kälte, Noth, Theuerung aller Bedürfnisse, Kürze des Tages und Mangel an Arbeit, zu einem traurigen für die Armen. — Indessen in der Mitte dieses Monats in unserer Gegend die Kälte häufig den niedersten Punkt erreicht, der selten 10 Grad unter den Gefrierpunct fällt, aber immer schon äußerst empfindlich ist, herrscht der höchste Sommer auf der südlichen Erdhalbkugel. Am 14. Jänner haben wir die wahre Mitte des Winters in unserer Zone; und gegen Ende des Monats erwacht schon die Sehnsucht und Hoffnung auf freundigere Tage in uns. Schon lockt der Zaunkönig, schon wächst der Tag um mehr als eine Stunde. — Die Sonne geht am 1. Jänner um 7 Uhr 54 Minuten Morgens auf, und um 4 Uhr 6 Minuten Abends unter.

Der Herr hat Alles wohl gemacht;  
 Auf sein allmächtig „Werde!“  
 Entstand in unermessner Pracht  
 Der Himmel und die Erde.

D e r

## Neujahrstag und seine Winterfeier auf dem Lande.

Es war der Sylvesterabend. In dem Hause des Regierungsrathes v. Brand hatte sich die Familie um den Abendtisch vereint, und das Scheiden des Jahres wurde von allen Anwesenden weniger mit Fröhlichkeit, als einem gemessenen Ernste gefeiert. An die Seite des Herrn v. Brand hatte sich seine Tochter Emilie und der älteste Sohn Karl, ihm gegenüber Fritz, sein jüngstes Söhnlein, gesetzt. Die ganze Woche herrschte der Winter mit aller Strenge; es hatte draußen gestürmt durch die öden Steppen, der Schnee war aus den Wolken unaufhörlich herabgestürzt und die schärfste Kälte hatte sich frühzeitig eingestellt. Diese unfreundliche Witterung mochte, nebst der düsteren Feierlichkeit des letzten Tages im Jahre, der zumal ältere und denkende Leute an die irdische Vergänglichkeit, an den schnellen Wechsel und an das Ende alles menschlichen Wirkens erinnert, ihren guten Theil haben an der etwas trüben Stimmung, welche in der frommen und biederer Familie nicht zu verkennen war. Zudem hatte Herr v. Brand, durch einen Rückblick auf das eben scheidende Jahr, seine Gemalin und auch die beiden älteren Kinder an den Tod eines ihnen sehr werthen Freundes erinnert. Die Masse der freudigen und trüben Ereignisse, welche in den zwölf Monaten über die Familie hinweggerollt war, gewährte so vielen Stoff zum Nachdenken und regte religiöse Gedanken in jeder reineren Seele

auf — daß lange Zeit über dem Abendtische ein feierliches Schweigen herrschte, welches endlich Karl unterbrach.

„Man muß doch gestehen,“ sagte er „daß der Winter die verdrüßlichste und unangenehmste Zeit im Jahre ist! Wir sitzen bei dem verzweifelten Wetter nun schon acht Tage in der Stube, und wer sollte auch Lust haben, da hinaus zu gehen in den Sturm und auf der schneeigen Decke zu wandeln, worin die gestorbene Natur begraben liegt? Wir, die wir unter diesem Breitegrade wohnen, sind doch sehr zu beklagen. Da lobe ich mir das Los Jener, welche einen ewigen Sommer in ihren Gefilden genießen und mit einigen Regentagen unseren düsteren, ewig langen Winter mit seinem Eise und Schnee, mit den langen Nächten und kurzen Tagen, bezahlen!“

„Du bist ungerecht mit deinem heftigen Temperamente, lieber Karl,“ erwiderte der Vater, den hingeworfenen Faden des Gespräches aufnehmend, „indem du der Macht des Augenblickes gehorchst und nur die gegenwärtigen Beschwerden der Jahreszeit erwägest, ohne ihre Freuden zu würdigen. Es herrscht bei einer richtigen Ansicht der Verhältnisse kein Zweifel, daß Deutschland — und hierzu gehört ja auch unser liebes Oestreich — der angenehmste Aufenthalt des Erdbodens ist. Diese Annehmlichkeit beruht eben in dem Wechsel der Jahreszeit, ohne welche wir die Reize jeder Einzelnen über die kleinen Beschwerden, welche jede hat, gar bald vergessen würden. Gott gibt uns dadurch die Lehre: daß fortwährendes gleiches Glück ein wahres Unglück für uns seyn würde, und daß Beschwerden und Leiden für den Menschen nur der Maßstab sind, nach welchem er seine glücklichen Ereignisse und seine Freuden mißt.“

Gehen wir die vier Jahreszeiten unbefangen durch; und indem wir das Gute derselben würdigen und dabei die kleinen Beschwerden jeder Einzelnen nicht übersehen, wird sich bald finden, daß dem lebensfrohen und guten Menschen die vorzugsweise Begünstigung der einen oder anderen Jahreszeit eine wahre Ungerechtigkeit scheinen müßte. Ich sage für den Guten; der schlechte Mensch ist immer mißvergnügt, es mag die Natur um ihn herum lachen oder trauern.

Der Frühling mit seinen Reizen ist so oft beschrieben worden; der Mahler, der Dichter, der Naturfreund wählt sie zu den Lieblingsgegenständen seiner Gemälde. Und wahrlich, die eben erwachende Natur, das lebensfrische Grün auf den Wiesen, die ersten goldenen Sternblüthen auf den Fluren; das neue Kleid der Bäume, welche vor wenigen Tagen noch trauernd und arm die dürren Zweige der nahenden Sonne bittend entgegen streckten; der Blüthenschnee in den Gärten und auf den Sträuchern, der Duft in der Atmosphäre, und dazu ein heiterer Lachen der Himmel; eine schmeichlnde Sonne, die ihre frühere Entfernung durch eine süße Milde und lachende Freundlichkeit gut machen zu wollen scheint — Alles dieß erhebet das menschliche Herz; die Pulse schlagen schneller, das Gemüth wird weich und heiter; wir werden mit unwiderstehlicher Gewalt ins Freie gezogen, und Bewunderung, Anbetung füllen das Herz des besseren Menschen. Zwischen solchen Lichtparthien hat auch der schimmernde Lenz seine Schattenseiten. Nicht alle Tage lachen in ihm, nicht immer weist die Sonne ein freundlich mildes Gesicht. Wenn man von grünenden, mit goldenen Blumen besetzten Auen spricht, so ist dabei nicht zu vergessen, daß die Wege dahin oft naß und schmutzig sind; Der säuselnde West macht häufig einem schneidenden Nordwin-

de Platz, und in der Zeit des gepriesenen Lenzes geht allemal der Tod mit doppelter Sense unter den Menschen, die Beute mähend. So gränzt an das angenehme das Lästige, an die Freude der Schmerz!

Der Sommer vereinigt in sich Annehmlichkeiten, die dir, lieber Karl, am heutigen Sylvestertage seiner mit Sehnsucht gedenkend, ihn, ewig dauernd, herbeiwünschen lassen. Und du hast beinahe Recht. Die Länge der größtentheils heiteren Tage, die Ueppigkeit der Fluren und Wälder, das goldene Wellenmeer der nährenden Saaten, eine Menge von erfrischenden und erquickenden Früchten; dazu die Ausflüge des Städters auf das beglückte Land, seine stärkende Reise in die Gesundheit spendenden Bäder, der leichte Genuß von so Vielem, welches jede andere Jahreszeit entbehrt — das sind allerdings gewichtige Vorzüge, die ihm, oberflächlich betrachtet, in Manches Schätzung den Rang vor dem Frühlinge geben; aber hierzu dürfen wir nicht vergessen, daß bei der stehenden Sonnenhitze, bei der, durch sie so häufig herbeigeführten Schwüle, alle lebenden Wesen nach Labung schmachten, daß diese Hitze unsere Nerven schwächt, unseren Appetit mindert, unsere Heiterkeit umflort und zur Arbeit unlustig macht. Erwinnere dich dann der zahllosen Insekten, unter welchen es so unverschämte und lästige für uns gibt. Die Gewitter mit ihren Blitzen, Hagel- und Wolkengüssen, so fruchtbar sie in den Folgen sind, haben für den Einzelnen nicht selten eine gefährliche und schädliche Wirkung. Wie du jetzt, bei der Kälte, dich nach der Hitze des Sommers sehnest, so hoffe ich, von dir in sechs Monaten vielleicht den ganz entgegen gesetzten Wunsch zu vernehmen. So verkennt der Mensch häufig die Vorzüge dessen, was er besitzt, und sehnt sich nach dem Genuße dessen, das er nicht hat!

Der Herbst, welchen man nicht mit Unrecht den zweiten Frühling nennt, biethet mit allen seinen Früchten, mit seiner wilderen Luft mit dem gemäßigten Wärmegrade, mit einer Reihe von Ergößlichkeiten, (unter welchen z. B. die Weinlese für Viele die Höchste im Jahre, der Vogelfang und die Jagd auch kein gering geschätztes Vergnügen ist,) so viel Erheiterndes und Angenehmes, daß ihn Mancher um seiner Früchte willen, dem bloß Blüthen bringenden Frühlinge und dem heißen Sommer vorziehen möchte; aber wenn die Morgenreise kommen, wenn das traurige Dahinsiechen der Flur uns unwillkürlich an unsere eigene Vergänglichkeit mahnt, wenn aus den braunen Blättern des Baumes, eines um das andere in das ungegrabene Grab sinkt; ein unfreundlicher Wind über die öden Stoppeln pfeift, und selbst die späte Aker zusammenschrumpfend stirbt; wenn in hastiger Flucht die treulose Vogelschaar den gastfreundlichen Wald in seiner Noth verläßt, und wenn die Sonne ihr Haupt mit einem grauen Schleyer weit in den Tag hinein bedeckt und allzu früh schon ihr Abendlager sucht — da wird es wohl Allen unheimlich ums Herz. Die Menschen fliehen in ihre Wohnungen zurück, verschanzen sich darin gegen die Zeit, welche kommen soll, wie gegen einen gefürchteten Feind; und Mancher wohl sehnt sich in den nebelvollen düsteren Tagen des Herbstes, auf kothiger Straße wandelnd und mit sumpfigen Pfaden sich abkämpfend, nach dem ernst auftretenden, mit Schnee und Eise die Bahn glatt ebennenden Winter.

So ist das Daseyn vieler Menschen ein fortwährendes Sehnen und Sagen; nur der Weise nützt und freut sich jedes Augenblickes, der kommt!

Von dem Winter, mein lieber Sohn! hast du kurz vorher das Bescheidvolle richtig erwähnt. Während der Reiche in Lustbarkeit

und Freude dessen Nachtseite vergift, drückt sie den Armen doppelt schwer. Doch sprich, gibt das gesellige Leben, der engere Kreis im häuslichen Wesen, die Heiterkeit des Himmels an so manchem schönen Wintertage, der majestätische Anblick der mit Schnee bedeckten Flur, nicht auch einigen Ersatz für so manche Unannehmlichkeit? dünkt es dir aller Beachtung unwerth, daß Millionen lästiger Insekten unter seiner Eisedecke verschlossen ruhen? — Und daß man sich im Winter auch recht erfreuen könne, dürftest Ihr schon morgen erfahren; denn trägt mich der entwölkte sternreiche Abendhimmel draußen und der spiegelhelle Mond nicht, so haben wir einen heiteren Neujahrstag zu gewärtigen. Gefällt es Gott, so wollen wir Morgen Vormittags zu meinem Bruder nach Schloßberg fahren, um in seinem Kreise auf ländlicher Flur den Beginn des Jahres zu feiern!“

„Ach! das ist herrlich, das ist köstlich!“ riefen die drei Kinder und klatschten freudenvoll in die Hände. „Es wird schön werden; und ich glaube selbst, der Winter habe auch sein Gutes,“ setzte Karl hinzu.

\*

In der That war die Ahnung des Hausvaters eingetroffen. In der Familie herrschte darüber die lebhafteste Freude, welche in lautem Jubel ausbrach, als vor dem Hause des Regierungsrathes Schellengeläute ertönte und ein leichter Schlitten mit schönen Pferden, deren Köpfe mit Straußfedern geziert waren, hielt. Die Kinder waren husch in ihren Pelzen, und flogen mehr, als sie gingen, die Treppe hinunter. Die Peitsche des Kutschers knallte, die Schellen klingelten, die Federn wogten, die Pferde flogen über die spiegelglatte Bahn. In weniger als Einer Stunde war das Schloß des Obersten v. Brand erreicht.

Fröhlich kamen den Kindern des Regierungsrathes die drei Knaben ihres Oheimes entgegen.

„Ach, wie ist's schön hier!“ riefen sie, „selbst in der Winterszeit!“  
— „Käme es auf mich an,“ sagte Emilie, „ich zöge das Leben auf euerem Schlosse allen Bällen und Abendgesellschaften vor.“

„So kommt denn,“ sagten die kernfrischen Knaben ihres Oheims, „schnallt Euch die Eisschuhe an! Für dich, Emilie, haben wir einen vortrefflichen Schlittensessel, und die Kleineren, welche sich auf Schlittenschuhen zu laufen scheuen, mögen sich der Bergschlittchen bedienen.“

Also geschah es; die Kinder stürmten hinaus, und auf dem für dieses Monat bestimmten Bilde sehen wir die drei Kleineren mit ihren Schlittchen von dem Schloßberge lustig herunterrutschen, während Emilie's Schlitten von ihrem gefälligen Wetter auf dem Schloßsteiche fortgestossen wird, und seine Besitzerin lachend, pfeilschnell die Luft durchschneidet. In seinen Mantel gehüllt, fliegt auch Karl, mit dem Winter verlobt, auf der spiegelhellen Eisbahn fort, während sein lustiger Wetter dem weniger geübten Stadtbewohner auf der Bahn vorsichtig ausweicht. Zu diesem Bilde paßt der aufgerichtete kolossale Schneemann nicht übel, den die Kinder des Obristen zur Ueberraschung ihren Anverwandten Tags vorher, unter Schnee und Sturm, lachenden Muthes aufgerichtet hatten. — Die Stimmen ihrer Aeltern mußten sie alle zur Tafel rufen; denn sie spürten bei solcher Bewegung nichts von der Kälte, und betraten, gestärkt und überaus heiter, nach einigem Verweilen im Vorgemache, damit der Wechsel von Hitze und Kälte nicht schade, den schönen, geschmückten Tafelsaal des Schloßes.

Nach einer wohlbesetzten Tafel, deren Gaben sich die Kinder wohl schmecken ließen, kamen erheiternde Spiele für den Rest des Tages. Und als bei einbrechender Dämmerung Lichter angezündet wurden, und auch die Aeltern der Kinder in ihren heiteren Kreis traten, setzten sich Alle um einen Tisch, und bathen den Aeltesten unter ihnen, Heinrich, einen wackeren und bereits in der Schulbildung vorgerückten Knaben, ihnen aus dem Buche, das er vom Vater zum Neujahrsgefchenke erhalten, eine Erzählung vorzulesen. „Ich las eben eine Geschichte, die für den heutigen Tag geschrieben ist,“ sagte Heinrich, „und die mich sehr angesprochen hat. Jean Paul, der bilderreiche unvergleichliche Dichter unseres Vaterlandes, ist ihr Verfasser. Hört also:

#### Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und hinab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit, als Irthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters

hinabzieht, in eine Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterner, schwüler Dämpfe. — Ach, die Schlangen hingen um seine Brust, und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir die Jugend wieder! o Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!“

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin! Er sah Zerlichter auf Sümpfen tanzen, und auf dem Gottesacker erlöschten, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!“

Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen: „das bin ich!“ sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Neue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: „O ich könnte auch, wie Ihr, diese erste Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! —“

Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jugendzeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen, — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend! komme wieder.“

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrnacht so fürchterlich geträumet. — Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er noch jung in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser um, wenn du auf seinem Irrwege stehst. Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komme wieder! schöne Jugend!“ so würde sie nicht wieder kommen!“

\*

Die jungen Zuhörer waren von diesem Bilde sichtbar ergriffen. „Wir wollen unsere Jugend nützen!“ riefen endlich die älteren Knaben und streckten ihren Vätern die Rechte dar. „„Ein schöner und edler Vorsatz am Neujahrstage!““ sagte der Regierungsrath vom Brand. „„Vergeßt die Lehre des gefeierten Dich-

ters nicht, und glaubt mir, daß Ihr uns, wenn ihr treu haltet an euren Worten, das Alter gewiß versüßen, unsere letzten Tage mit Freuden krönen werdet! Der Himmel segne euer Vorhaben, wie wir euch, als gute, edle Söhne, segnen. Und so wollen wir morgen heiter und gestärkt in die Stadt zurück, dieses Neujahrsfestes gedenkend, um unseren Beruf und unsere Pflichten, jeder in seinem Kreise, treu zu erfüllen!“

### Der S ü n d e r.

Bergebens sprach den ungerechten Mann  
 Ein Weiser mit dem Wort der Wahrheit an;  
 Zeigt' ihm die Frucht der frech verletzten Pflicht —  
 Die Mahnung, wie die Bitte, rührt ihn nicht.  
 Da tönt vom ernsten Dome dumpfer Klang  
 Und vor dem Fenster düst'rer Leichensang.  
 Der Warner faßt den grauen Bösewicht,  
 Zieht ihn ans Fenster, zeigt den Zug und spricht:  
 „Wenn du den Lebenden nicht hörst, vernimm  
 Den Todten nun mit seiner Grabesstimme!  
 Für dich die Lehr', für dich der Schreckensfluch  
 Aus dem entsetzenvollen Leichentuch.  
 Zurück vom Frevel, laß dein schlechtes Thun  
 Wie der, kannst morgen Du im Grabe ruh'n!“  
 Erschüttert steht der ungerechte Mann,  
 Geht drauf in sich, versöhnt mit Gott sich dann.

III.

Februar,  
Hornung, Wechselmond, Eismond.

\*

Freunde! seyd nur frohen Muthes,  
Jedem Monat blüht sein Gutes;  
Wenn man's nur zu finden weiß,  
Lieget selbst im Sturm und Eis  
Gott, dein milder Fingerzeig!  
Mag da draußen Schnee sich thürmen  
Mag es hageln, mag es stürmen,  
Klirrend mir an's Fenster schlagen,  
Nimmer will ich es beklagen;  
Denn ich trage in der Brust  
Sochgefühl und Frühlingluft.

Anfang Februar schlägt meistens das Wetter um; die Kälte, welche oft jener des Jänners wenig nachgibt, läßt hier und da plötzlich nach; an reinen Tagen zeigt sich die wachsende Kraft der Sonne schon, indem sie die Schneestellen, auf welche ihre Strahlen mehr senkrecht fallen, schmilzt. Die Sehnsucht nach dem Frühling bemächtigt sich der menschlichen Brust. Gegen die Hälfte des Februars ziehen schon Habichte, Spechte, einige Falkengattungen, Schwäne durch die Luft, der Wasserstaar, Kreuzschnabel und Eisvogel brütet schon. An freundlichen Tagen



Februar.

hört man die Amsel singen. Am 16. ist der Tag bereits um zwei Stunden länger und die Einwirkung der wachsenden Sonne fühlbar. Der Landmann richtet sich zum Frühlingsanbau vor; Thauwetter kommt; der Schnee, welcher von Zeit zu Zeit fällt, hält nimmer Stich. Gegen den 22. erscheint schon die Kunderinn milderer Tage, die Feldlerche, und hoch über der noch schlafenden Lu tönt ihr Lied, die Blümchen und den Menschen zur Freude zu stimmen. Haselnußsträucher und Erlen blühen; mildere Lüfte wehen; die Waldschnepe rückt ein. — Im Durchschnitte ist dieser Monath an Schnee reich; rauhe, kalte Stürme stehen an der Tagesordnung; heitere Nächte bei weitverbreitetem Lager Schnee steigern die Kältegrade des Morgens. Mit der letzten Zeit dieses Monats jedoch mehren sich die milderen Tage, das Eis der Bäche und Flüsse bricht und geht in Stößen ab; in den Wiesen gewahrt man bereits die Spigen des neuen Grases. — Am 1. Februar geht die Sonne um 7 Uhr 20 Minuten Morgens auf, und um 4 Uhr 40 Minuten Abends unter. Die Länge des Tages wächst merklich.

Bald wacht sie auf, die neubelebte Flur,  
 Des Winters Härte ist vergänglich nur,  
 Bald blühen die Frühlingsblumen um uns her,  
 Bald feiern wir des Lenzes Wiederkehr.  
 So steht dem Menschen in dem frommen Hoffen,  
 Der Himmel stets mit seinen Freuden offen!



Herz verschlechtert, den stillen, heiteren Sinn zerstört, den Menschen von Innen und Außen untergräbt; In Lustpartien, womit wir den städtischen Zwang, unsere Eitelkeit, unsere Thorheit mit der Einfachheit und Erhabenheit der Natur in lächerlichen Gegensatz bringen; In Gesellschaften, wo Rangsucht und Undank, Verleumdung und Falschheit, gleich Vipernschlangen auf den Parquetböden kriechen; In Tanz und Bällen, die, wenn du dir die Ohren verstopfst und ohne den Schall der Musik die Menschen betrachtest, bachantischen Vocksprüngen von Wahnsinnigen und Tollen gleichen? — Ach, wie scheinen diese so ängstlich gesuchten, diese so theuern und kostbaren Freuden klein und verächtlich in den Augen vernünftiger Menschen! Sie sind wahrlich nicht werth, daß sich ihres Mangels willen, eine Falte unserer Stirn erhöhe, oder daß unbefriedigte Sehnsucht unseren Frieden störe; denn die härteste Arbeit, der anstrengendste Beruf wird uns mehr Erquickung, mehr Vergnügen durch sich selbst gewähren, als diese Freude, die so rauschend ist und doch so elend; die dem, der sie von Weiten sieht, ein Rosenmeer scheint, während sich der Genießende häufig nur in ihren Dornen wälzt; die für Erholung Mattigkeit, für Geistesfrische Ermüdung und Ueberdruß bringet!

Und doch verbreitet sich in unserer flachen Zeit nichts so schnell, als die leidige Genußsucht. Sie begann von Oben und stieg bis zu den niedersten Ständen herunter. Glaubt doch der Tagelöhner schon für die nächste Woche keine Kraft zur Arbeit gewinnen zu können, wenn er am Sonntag nicht den sauer erworbenen Wochenlohn in einer elenden Kneipe verschwelgt! Bei Männern, welche sich in geregelten Geschäften bewegen, nimmt die Sucht nach Vergnügen nicht so rasch und

heftig überhand, als bei dem weiblichen Geschlechte, das in den vornehmeren Ständen häufig weniger beschäftigt, manchemahl sogar müßig ist. Aus diesem Grunde ist bei Frauenzimmern die Sucht nach Vergügungen und Zerstreuung gefährlicher, und wenn diese in die ernstesten Verhältnisse des Lebens treten, für sie selbst und ihre Umgebung von großen Nachtheilen begleitet. Eine Gattin die wochenlang mit den Ereignissen eines Balles, mit den Erfolgen einer Landparthie, mit den Eindrücken eines Abends in der Oper beschäftigt ist — was kann sie ihrem Manne, ihren Kindern seyn? wie wird sie die heiligsten Pflichten der Mutterliebe erfüllen? und was soll aus dem ihrer Sorge überlassenen Haushalte werden?

\*

So dachte auch der Oberstlieutenant von Armand, welcher, nach dem Hintritte seiner geliebten Gattin, eine einzige Tochter zum Troste seines Alters behielt, die er mit weiser Zärtlichkeit liebte und deren Glück zu gründen die schönste Aufgabe seines Lebens war. Emilie verdiente die liebevollen Bemühungen ihres Vaters. Der Himmel hatte ihr, nebst einer sehr angenehmen Gestalt, viele schöne Gaben des Geistes, Lebhaftigkeit, Wiß, Zartheit und ein vortreffliches Herz geschenkt. Sie zählte erst ihr 10. Lebensjahr und schon in diesem zarten Alter war sie Trösterin der Betrübten, Mutter der Unglücklichen; und da ihr Vater ein großes Vermögen besaß, so konnte sie ihre Leidenschaft, den Armen Gutes zu thun, befriedigen, ohne ihr allzu enge Grenzen setzen zu müssen. Man pries sie einen Engel; die große Gesellschaft betrachtete sie als die Zierde ihrer Cirkel, und kein Fest wurde in der Residenz gefeiert,

in dem sie nicht eine Rolle spielte oder in dessen Reihen das Fräulein Armand nicht glänzte.

Eine Tante, welche nach dem Tode der Mutter Emiliens ihre weibliche Erziehung übernommen, hatte leider den Fehler begangen, mit dem jungen Fräulein die höhere Gesellschaft zu früh und zu oft zu besuchen. So geschah es, daß sich zu Emiliens Tugenden auch eine Schattenseite: die Lust zu Vergnügungen, einfand, welche bei lebhaften Gemüthern leicht aufgeregt und schwer erstickt wird. Wenn man durch Rang, Geburt und Vermögen begünstigt ist, dazu in einer reichen Stadt eine Rolle spielt, darf man geräuschvolle Unterhaltungen nicht erst suchen. Emilie war fast jeden Abend in einer glänzenden Gesellschaft; und als die geräuschvolle Zeit des Carnevals kam, worin sich die Stadt im Tanz zu erschöpfen schien, hatte sie an manchem Tage zu drei bis vier Festen Einladungen erhalten. Sie tanzte schön und deshalb auch gerne. Man kann sich denken, welche Wichtigkeit sie diesen Festen gab, wie sie in ihnen Angelegenheiten der ganzen Welt erkannte, mit welcher kindischen Sorgfalt sie Putz, Schminke und Anzüge wählte!

Herr v. Armand bemerkte diese zunehmende Leidenschaft seiner lieben Emilie mit väterlicher Unruhe. Indem er für ihre Gesundheit fürchtete, besorgte er nicht ohne Grund, daß diese wachsende Lust zu rauschenden Ergötzlichkeiten ihren Tugenden Nachtheil bringen, ihre übrigen schönen Eigenschaften verdunkeln werde; und wenn sie auch nichts, als den Sinn für Häuslichkeit nahm, so war mit ihr die schönste Rose aus dem werthvollen Kranz ihrer Jugend gebrochen! Er sprach vor Allem seiner Schwester zu, die Verstand genug besaß, die Richtigkeit seiner Bemerkungen einzusehen. Indessen fehlte es ihr bei ihren vielen

Bekanntschaften und Verbindungen in der großen Welt, an Kraft, und hier und da vielleicht auch an dem Willen, sich zurückzuziehen. Muste Emilie auf des Vaters Geheiß von der einen oder andern Unterhaltung wegbleiben, so konnte der aufmerksame Vater leicht sehen, wie schwer ihr das dem kindlichen Gehorsam gebrachte Opfer fiel; die Traurigkeit, welche sie bei solchen Entbehrungen erfasste, die unverkennbare Mühe, mit der sie ihre Leidenschaft bezwang, ließ ihn bald die Größe des Uebels erkennen. Man denke sich den Schmerz eines alten redlichen Mannes, welcher die Zukunft seines Kindes, seiner einzigen Freude auf der Erde, gefährdet glaubt!

\*

Herr v. Armand sah ein, daß strenger und heftiger Widerstand die einmal angeregte Leidenschaft Emiliens nicht tilgen, sondern nur für eine Zeit unterdrücken würde, um sie dann desto heftiger zu entflammen. Er beschränkte sich daher auf väterliche, liebevolle Vorstellungen, die er selten machte, und die, wenn sie gleich von seiner Tochter immer mit kindlicher Ergebung angehört wurden, doch ihren Einfluß verloren, wenn ein prunkvoller Ball oder eine glänzende Gesellschaft im Anzuge war. Er suchte in dem Herzen Emiliens eine Neigung für die Kunst zu begünstigen, in der Ueberzeugung, daß Studien und ernstere Bildung des Geistes die zuverlässigsten Mittel sind, das Gemüth von der Genusssucht und den Thorheiten der Menge abzuziehen. Das Talent Emiliens zur Malerei kam ihm hierin trefflich zu Statten. Er hielt ihr Einen der ersten Künstler als Lehrer, kaufte die schönsten Gemälde, und bewies bei ihren Fortschritten die ungemessenste Freude.

In der That, dieses weise gewählte Mittel, das Herz von dem Treiben der gewöhnlichen Menschen abzuziehen, und Emiliens Geist auf ein höheres Ziel zu richten, schien nicht vergeblich angewendet. Emilie gewann die Kunst, welche ihre Mühe mit so vielen schuldlosen Freuden lohnte, zu lieb, um das Alltägliche in seiner Gehaltlosigkeit nicht immer mehr zu erkennen.

Einige Male war es schon dem biederen Armand gelungen, sie von Bällen, die er überhaupt nicht liebte und deren häufigen Genuß er der Gesundheit schädlich glaubte, abzuhalten, ohne daß es ihr einen allzu sichtbaren Kampf gekostet hätte. Er wollte an einem Tage eine Probe anstellen, wie weit es mit dem Einflusse der Kunst und deren Gewalt auf die Gesinnung Emiliens gekommen sey. In dem Hause des angesehensten Banquiers der Residenz sollte ein Ball abgehalten werden, mit dem sich die ganze Stadt schon acht Monate hindurch beschäftigte. Herkömmlicher Weise hatte die verschwenderische Gattin des Banquiers alljährlich dieses Ballfest ihrem Manne abgedrungen, und dazu jedes Mal eine Summe verwendet, deren Größe wohl hundert arme Familien das ganze Jahr hindurch sorgenfrei erhalten hätte. In diesem Carneval aber sollte ihr Ball alles Gesehene an Glanz übertreffen und fürstlichen Aufwand beschämen. Die übertriebensten Gerüchte liefen in der Stadt umher, die Putzmacherinnen waren in Aufruhr, die schöne Welt voll gespannter Erwartung.

Auch Herr v. Armand und seine Tochter waren unter den Glücklichen, welche zu diesem Feste Einladungskarten erhielten. Emilie war vor Freude außer sich; sie hatte von diesem Feste schon so viel erzählen gehört; Alles, was die Residenz Ausgezeichnetes in sich barg, sollte dort

erscheinen, der höchste Glanz dargelegt werden. „Es wäre Grausamkeit von meinem Vater,“ sagte sie zur Tante, „wenn er mir dieses Vergnügen entzöge.“

„Nein, das will ich nicht, liebe Emilie,“ sagte Herr v. Armand, der diesen Ausruf vernommen hatte, „es scheint dir zu viele Freude zu machen, dem Ball beizuwohnen, als daß ich dir die Erlaubniß versagen sollte. Dein Putz wird eine ziemliche Summe kosten; das Ballkleid, welches du haben mußt, wird nur einmal anzuziehen und doch zweihundert Gulden im Preise seyn. Hier hast du die Summe; kaufe selbst ein Kleid, oder verwende das Geld sonst zu einem Vergnügen für dich, wenn du ein größeres weißt, als den Ball der Frau v. K. zu besuchen.“

„Für dieses Mal weiß ich in der That keines, lieber Vater,“ sprach Emilie, „wie sehr danke ich Ihnen für Ihre Güte; ach, wie glücklich werde ich seyn!“

\*

Emilie sandte sogleich zu der Putzmacherin. Indessen erschien der Maler, welcher sie in seiner Kunst unterrichtete. Er sprach, als ihm Emilie mit ihrer Freude über den Maskenball bei dem Großhändler K entgegenkam, mit vielem Antheil von einem Gemälde, welches er eben bei einem Gemäldehändler in der Stadt ausgestellt gesehen hatte. „Es stellt einen Kinderball vor,“ sagte er, „und die Figuren sind so wohl geordnet, das Colorit so gut gewählt, daß es in fürstlicher Gallerie aufbewahrt zu werden verdient.“

Emilie, neugierig das Bild zu sehen, bat ihre Tante und den Maler, sie zu dem Bildhändler zu geleiten. Dort angekommen, er-

staunte sie über die Schönheit des Bildes. Wir haben davon eine schwache Skizze in dem für diesen Monat bestimmten Kupfer entwerfen lassen. Pierot durch eine ihm gleichende riesenmäßige Larve, welche ihm Kolumbine vorhält, in Schrecken versetzt, wird von dem Arlequin, der von der Tribune des festlich beleuchteten Saales hohnlächelnd herunter blickt, eben so von seinen Freundinnen und einem als Pastor verkleideten Knaben ausgelacht. Nicht übel paßt zu dieser tollen Scene der, mit einem Halstuche und einem treffensbesetzten Rocke bekleidete Mops, welcher auf Kolumbinen bellend losfährt und so den neckischen Spuck vermehrt.

„Beachtenswerth,“ sagte der Maler, „ist der billige Preis dieses Bildes, das der Bilderhändler in einer Versteigerung für geringes Geld erstanden hat. Es wird um hundert Thaler abgelassen; und wenn ich diese Summe eben entbehren könnte, ich müßte das Bild mein Eigenthum nennen! — Während er seine Schülerin auf die Eigenheiten des Colorits aufmerksam machte, befand sich Emilie in einem sonderbaren Kampfe. Das Bild und der Ball standen sich in ihren Gedanken feindlich gegenüber. Wenn sie auf das Ballkleid verzichtete, so konnte sie ihrem Meister und sich die Freude des Erwerbes dieser Kunstfache verschaffen. Inzwischen kam der Gemäldehändler herbei, und auf die Anfrage der Tante erklärte er, das Bild sey aus der Sammlung des bankeroutirten Hauses N. und, von einem englischen Künstler gemalt, war es unter den Schätzen der Familie, Einer von denjenigen gewesen, welchen sie am meisten geliebt und werth gehalten hätte.

Emilie verließ, sich ungerne trennend von dem Gemälde, das Gewölbe des Bilderhändlers und begab sich nach Hause, wo sie eben eine

Frau antraf, welche die Puzhändlerin mit einigen Ballstoffen zu ihr gesandt hatte. Indessen sie den gold- und silbergestickten leichten Glitter dieser Gewänder besah, trat ihr Vater ein. Emilie erzählte ihm sogleich von dem Gemälde, welches ihre Aufmerksamkeit so sehr aufgeregt hatte und wahrlich eines der schönsten Stücke aus der Sammlung des verunglückten Hauses N. sey. Sie hatte, die Details ihres Bildes dem Vater beschreibend, die Abgesandte der Puzhändlerin vergessen oder nicht bemerkt, welche bei Erwähnung des Bildes heftig ergriffen, als der Name des Hauses N. ausgesprochen wurde, mit krampfhafter Verzerrung sich an einer Stuhllehne festhielt, und von einem Uebelsfeyn so befallen wurde, daß sie in eine Ohnmacht sank. Emilie und ihre Tante brachten sie sogleich in ihr Zimmer und leisteten ihr alle mögliche Hilfe.

\*

Als die arme Frau, von Emilien gelabt, wieder zu sich gekommen war, brach sie in bittere Thränen aus, und, indem sie weinte, wurden ihre erstarrten Glieder wärmer und selbst die Thränen schienen eine Last von ihrem Herzen zu wälzen. „„Verzeihen Sie, Fräulein““ sprach sie, als sie Kräfte genug gewonnen hatte, um ihren Gefühlen in Worten Ausdruck zu geben, „„daß ich Sie vielleicht erschreckt und so sehr belästigt habe; aber Sie ahneten nicht, als Sie von jenem unglücklichen Gemälde sprachen, wie schwer Ihre Worte mein Herz trafen! Ich bin die unglückliche Gattin des Besitzers jenes Gemäldes, der sich in der Verzweiflung den Tod gegeben. Ich, früher im Reichthum und Ansehen, bin nun die Dienerin einer Puzhändlerin und trage, harte Worte und geringes Geld zum Lohne erhaltend, Stoffe und Waaren für ihre Rechnung aus, wie ich sie einst kostbarer und glanzvoller im Ueberfluß besaß!

Jenes Bild, wovon Sie mit so vielem Antheile sprachen, stellt mich selbst vor, als ich, ein heiteres junges Mädchen, in dem Hause meiner künftigen Schwiegerältern einen Maskenball leitete. Ach, diese Sucht nach glänzenden Vergnügen, diese wahnsinnige Freude an Ergößlichkeiten, in welchen so wenig wahre Befriedigung und oft so vieler Grund zur bitteren Reue liegt — sie ist es, die meinen unglücklichen Mann, mich und sein ganzes Haus elend gemacht! Mein Mann war gut, aber allzusehr, um meinen Bitten zu widerstehen; ich gefiel mir und ihm in dem Theatersitter der glänzenden Cirkel zu wohl, als daß er sein Vermögen mit den Ausgaben, in welche ihn unser so hoch gestellter glänzender Haushalt verwickelte, in ernste Erwägung gezogen hätte. Wenn ich, mein Fräulein, zu einem reizenden Geschöpfe, wie Sie es sind, komme, wenn ich in selbem jene Güte des Herzens, aber auch eine gleiche Lebhaftigkeit des Geistes, eine gleiche Lust für den Genuß der rauschenden geselligen Freuden treffe, da schnürt es mir das Herz krampfhaft zusammen; die Waaren, welche ich trage, liegen wie Granitsteine in meiner Hand; denn all dieser Glitter ist der erste Ruf zur Verführung. Ich war Gattin, ich war Mutter. Meinen Mann hat meine Verschwendung ins Grab gestürzt, die Kinder sind in der Noth und im Elende gestorben — es blieb mir nichts von all dem jämmerlichen Glanze, in dem ich thörichte Tage verschwendet, als die Erinnerung an meine Fehler, an meinen Wahnsinn. Und indem ich, ergriffen von der Last, die mich zu Boden drückt, meine Leiden, meine Schuld Andern mittheile, finde ich in ihrer Warnung einige Linderung. Doch der geringe Dienst, der meinem Herzen so widerstrebt, daß ich ihn nur aus Noth und zur Sühnung meiner Thorheit versehe — ich werde ihn nicht

lange behalten; denn was soll einer Puzhändlerin eine Person, die gegen den Puz und gegen den Aufwand spricht!“

Emilie und ihre Tante waren lebhaft ergriffen. „Nehmen Sie, unglückliche Frau,“ sprach Emilie, von einer liebenswürdigen Wallung hingerissen, „was mein edler Vater zu dem neuen Ballkleid bestimmte; verbessern Sie sich Ihre trostlosen Tage damit, und seyen Sie versichert, daß ich Ihre Worte beherzigen, Ihr trauriges Schicksal immer vor Augen haben werde.“

\*

Emilie erschien nicht auf dem glanzvollen Balle des Banquiers K. Ihre Vergnügungslust war so geheilt, daß sie ihr Vater oft zwingen mußte, geselligen Vereinen oder Lustbarkeiten beizuwohnen. „Das zu Viel,“ sagte er oft bei solchen Gelegenheiten, „ist der Thorheit so nahe, wie das zu Wenig. Ein junges Mädchen soll erlaubte gesellige Freuden genießen; sie soll im Jahre ein paar Mal ihr Tänzchen mitmachen — aber nach dem Genuße solcher Vergnügungen muß sie immer einsehen, daß sie nur eine Würze in dem häuslichen Leben, nur eine Ermunterung zu Erfüllung ernster, heiliger und mehr lohnender Pflichten seyn dürfen.“

„Mein größtes Vergnügen, meine reinste Freude ist es,“ sprach Emilie, „Ihre gute Tochter, Ihrer Liebe würdig zu seyn.“ Dabei blickte sie auf das Gemälde, welches ihr Vater dem Bilderhändler abgenommen hatte und das nun, um der interessanten Rückerinnerung willen, eine vorzügliche Zierde seiner Sammlung ausmachte.

Verkennt die wahren Freunde nicht.

Mit einer pinselart'gen Bürste kehrt  
Der Gärtner jene Pflanzen, die ihm werth,  
Streift fleißig so, der Blüth' zum wahren Schirme,  
Das Ungeziefer ab und das Gewürme.

Dabei fängt manches Kraut zu klagen an:  
„Was stichst du mich, du rauher harter Mann  
Hast mir ein junges Blümchen hier zerknickt  
Und eine Seitenknospe dort erdrückt!“

Wie soll die Pflanz', die jährlich geht und kommt,  
Auch wissen, was zu ihrem Wachsthum frommt.  
Verkennt, mit einem Fuß schon in der Bahre,  
Der Mensch doch oft im Winter seiner Jahre  
Trog dem, was Zeit und die Erfahrung lehrt,  
Den wahren Freund, der treu ihn liebt und ehrt!  
Das Warnungswort gleicht einer Bürste auch  
Die reibt und sticht im eifrigen Gebrauch;  
Doch manches Kraut erdrückte das Gewürme,  
Hätt' Bürste es und Gärtner nicht zum Schirme!

III.

M ä r z ,

Chanmonat, Windmond, Kuoſpenmond.

\*

Alles jubelt Dir entgegen,  
Große, göttliche Natur,  
Denn Du führſt auf Roſenwegen  
Uns zu tiefer Wahrheit Spur;  
Und der Frühling iſt Dein Bothe  
Welcher uns die Tröſtung weht,  
Daß einſt alles zeitlich Todte  
Herrlich wieder auferſteht.

**M**it dem Anfange dieſes Monats beginnt der phyſſiſche, am 20. März der aſtronomiſche Frühling. Schon in den erſten Märztagen öffnet ſich die Erde. Die Sonne, welche am 4. den Tag ſeit Winteranfang ſchon um 4 Stunden länger macht, hat bereits einige Kraft erlangt; rauhe, häufige, trocknende Winde ziehen die vom gelöſeten Schnee übrig gebliebene Feuchte ſchnell an ſich. Bachſtelzen, Staare kehren im Anfange — Schnepfen, Kibitze, wilde Enten, um die Mitte dieſes Monats zu uns zurück; bald erſcheint auch der Storch, das Rothkeſchen, die Droſſel und der Kranich auf den alten Frühlings- und Sommerplätzen; die Finken ſchlagen im Freien, und vorerſt die Nachtigal in der Stube beginnt ſchon



März.

ihr bezauberndes Lied. — Um die Mitte dieses Monats sonnt man sich schon öfters im Freien und der Städter besorgt für sich und seine Familie Wohnungen in den ländlichen Umgegenden. Lattig, Stern- und Schneeglöckchen blühen; die Gartenarbeit nimmt die Menschenhände in Anspruch; der Landmann ist thätig auf seinen Feldern; Kaine und Wintersaaten prangen gegen Ende dieses Monats im lieblichsten Frühlingsgrün; in den letzten Tagen erfreut uns schon das bescheidene Weilchen; Aprikosen und Pflirsche stehen in voller Blüthe, die Märzlilie erhebt ihr freundliches Haupt. Alles sehnt sich nach dem vor der Thüre stehenden Frühling. — Im März gibt es oft große Revolutionen in der Atmosphäre, es lagern sich die Märznebel nicht selten auf den Ebenen und Tiefen des Landes, häufig trifft schneller Wetterwechsel ein, außerordentlich trocknend sind die Frühlingslüfte, woher das Sprichwort: Im Herbst gibt eine Maß Wasser ein Faß voll Koth, im Frühling ein Faß Wasser nur eine Maß! Um die Tag- und Nachtgleiche (22. März) haben wir gewöhnlich Sturmwinde, und als türkischer Monat ist stets der März seit Langem in Ruhe. Er raubt die meisten Menschen unter allen Monaten des Jahres dem Leben. In ihm fechtet der anrückende Sommer mit dem Widerstand leistenden Winter siegreich seine Fehde aus. — Am 1. März geht die Sonne um 6 Uhr 34 Minuten Morgens auf und um 5 Uhr 26 Minuten Abends unter.

Da beben die Zweige in nächtlicher Stille,  
 Der Blätter Geheimniß erzittert und bricht;  
 Und aus der Verborgeneit schützender Hülle  
 Steigt schüchtern die Knospe und drängt sich ans Licht.

## Die Unge stü me und ihr Aesculap.

(Skizze, frei bearbeitet nach Bouilly.)



**M**it einem guten Herzen und für das Edle leicht zu entflammendem Gemüthe ist nicht selten ein heftiger und ungestümer Charakter verbunden.

Die Heftigkeit aber ist dem Zustande der Trunkenheit oder des Wahnsinnes gleich; sie raubt dem Verstande die Ueberlegung und erstickt die Stimme des Herzens. Alle Tugenden eines Menschen wiegen wenig an Werth, wenn ihm dazu Besonnenheit und Ruhe des Charakters fehlt. Ein leicht aufgeregter, heftiger Mann läßt sich in der Aufwallung zu Handlungen hinreißen, welche keine Reue, keine Thränen zu süßnen vermögen. Die Achtung, welche er sich durch Kenntnisse und Wissenschaft, Sittenstrenge und Pflichterfüllung in langen Jahren erworben, reißt eine ungestüme That der Aufwallung und des Zornes darnieder; sein Glück, seine Ruhe, sein Leben selbst sind in solcher Lage keinen Augenblick sicher.

Wenn man bei dem Manne die Heftigkeit höchst gefährlich nennen kann, so erscheint sie bei dem weiblichen Geschlechte nicht bloß gefährlich, sondern auch verächtlich. Bei jenem besteht die Aeußerung der inwohnenden Geistesstärke und physischen Kraft den Richter wohl manchmal, besonders wenn der Grund seiner Aufregung ein edler, und die Folgen derselben keine rechtsverletzenden sind; aber bei diesem wird immer

die Weiblichkeit selbst vernichtet, deren Princip Sanftmuth und Liebe ist. Einen heftigen Mann vermag man zu achten und zu lieben, wenn man gleich für ihn fürchten, und seine Zukunft bedauern muß; aber der heftige und ungestüme Charakter eines Frauenzimmers; sey dieses auch mit allen äußern und innern Reizen geschmückt, läßt keine Achtung, keine Freundschaft, keine Liebe bestehen; er ist der Mörder ihres sittlichen Werthes, ihres Glückes.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Heftigkeit des Charakters immer in einem krampfhaften Zustande der Nerven und der Leber begründet ist; aber eben so unumstößlich wahr ist es, daß der ernste Wille des Menschen eine große Macht über die Aeußerung seiner innern Kräfte hat, daß er im Stande ist den heftigsten, aufwallendsten Charakter zu unterdrücken. Die Heftigkeit wächst, wie alle Untugenden, durch Gewohnheit und Nachsicht zu einer gefährlichen Höhe an, und es gehört nur Selbsterkenntniß, ernster Vorsatz, Strenge gegen uns selbst dazu, um ihren Ausbrüchen Dämme entgegen zu setzen. Der auffahrendste, höchst ungestüme Charakter kann verbessert werden, wenn wir Verstand, innere Güte und Willen genug zu seiner Zügelung und unserer Vervollkommung haben. Indem wir uns fest vornehmen, nie in dem Augenblicke der Aufwallung zu reden oder zu handeln; indem wir, den Moment des zum Sieden steigenden Blutes belauschend, uns augenblicklich, von dem aufregenden Gegenstand entfernen und in die Einsamkeit so lange verbannen, bis wir zum Nachdenken uns fähig und ruhiger fühlen, indem wir unablässig an die Gefahren und die beklagenswerthen Folgen der Heftigkeit denken und unsern Willen stärken, wird es uns sicher gelingen, Herren über ein heißes Blut, über gespannte Nerven

und eine lebhaftere Phantasie zu werden. Des Menschen größter Sieg ist der, den er über sich selbst errungen!

\*

Einer meiner Freunde, der in der Nähe Wiens ein Gut besaß und das Schloß desselben bewohnte, hatte zwei Kinder: einen sanften hoffnungsvollen Knaben und ein mit vielen Reizen und Talenten ausgestattetes Töchterchen, deren Erziehung nach dem Tode seiner Gattin ihm sehr am Herzen lag. Heinrich fing schon die Studien an und machte in dem sorgsamem Vater viele Hoffnungen rege; Elise jedoch die das dreizehnte Jahr erreicht hatte und zwei Jahre älter als der Bruder war, vereinigte mit der angenehmsten Figur einen glänzenden Verstand und einen feinen Witz. Ihre Lebhaftigkeit, ihr in Gesellschaften so heiter aufblitzender Humor machten sie besonders liebenswürdig; aber bei diesen Vorzügen bemerkte der aufmerksame Beobachter an ihr einen auffahrenden und ungestümen Charakter, der ihrem Benehmen gegen Untergeordnete oft eine empfindliche Härte verlieh. Viele erkannten diese beklagenswerthe Eigenheit wohl, nur ihr Vater blieb blind, theils weil sich Elise in seiner Gegenwart Gewalt anthat, theils weil seine übergroße Zärtlichkeit, mit welcher er in ihr das Abbild der verstorbenen geliebten Gattin verehrte, seinen sonst hellen Verstand mit Blindheit schlug.

Den schlimmsten Stand hatten mit Elisen die Diener und Untergebenen im Hause. Da ihr der Vater die Besorgung eines Theiles des Hauswesens überlassen hatte, so gab es Gelegenheit genug zu Ausbrüchen ihres ungestümen Charakters. Bald brach ein Gewitter über die ungeschickte Köchin, bald ein Orkan über das lässige Zimmermädchen, bald ein Hagel von Vorwürfen über Georg, den Schließer und Gärtner des Hauses, los.

Dieser Georg, ein kinderloser Greis, früher Diener im Hause der Aeltern meines Freundes, war ein gutes altes Erbstück von Anhänglichkeit und Dienertreue. Da er seinen gnädigen Herrn als Kind auf den Armen getragen und die beiden Kinder des Hauses ungeboren gekannt hatte, so war die Stelle, auf welcher er lebte, seine Welt, und Elisens auffahrendes, oft sogar etwas hartes Wesen, konnte den alten Mann wohl kränken, aber seiner Liebe und Treue für das Haus des guten Herrn nichts benehmen.

Seinen Trost und seine einzige Unterhaltung machte ein weißer Jagdhund, Karro genannt, aus, dessen Instinkt und Gelehrigkeit ihn belustigte, dessen Anhänglichkeit und rührende Treue den alten, von aller Welt verlassenem Mann in trüben Stunden erfreute.

Karro hatte von der Natur bloß das erhalten, was ihn nur vor Solchen beliebt machen konnte, die selbst bei den Thieren nach den innern Eigenschaften, nicht aber bloß nach dem Aeußeren urtheilen. Sein Körper war mager und lang, die Pfoten verdreht, sein Schwanz kurz, seine Haare lang und nichts weniger als fein. Dazu hütete er den Tag über den Garten seines Herrn, lief wohl auch die Mistbeeten ab, und wälzte sich in denselben, sah daher oft schmutzig aus und verbreitete manchmal einen üblen Geruch.

Es ist wohl kein Zweifel, daß der gute Karro häufig genug Gelegenheit fand, die ungestüme Aufwallung Elisens auf sich zu lenken. Kam er zufällig in die Küche, so fuhr sie mit dem Besenstiele nach ihm, verirrete er sich gar in ein Gemach, so erhob das Fräulein ein Zetergeschrei: „Der Garstige! wie er stinkt! fort mit dem Beest! brecht ihm die Beine entzwei!“ Dieß waren die einzigen Gunstbezeugungen, welche

das arme Thier erhielt; glücklich genug, wenn es nebst den Scheltworten nicht eine Tracht Prügel davon trug. Und der arme treue Georg hätte sich wohl lieber selbst, als seinen guten Hund schlagen lassen mögen.

Unter den Talenten, welche Elisen auszeichneten, war eine Grazie des Körpers und eine Leichtigkeit der Bewegung, welche sie zum Tanze vollkommen geschickt machte. Sie bildete sich auch in dieser Kunst mit vielem Fleiße aus, und gewann durch eine bewunderungswürdige Anmuth, durch ihre artige Gestalt einen Anstrich von Liebenswürdigkeit, welcher die Fehler ihres Herzens verbarg. Erschien sie auf einem Balle, so erregte sie in dem Grade die Aufmerksamkeit, gewann von allen Seiten so viele Huldigung, daß sich ihr Stolz dadurch sehr geschmeichelt fand und sie dabei leicht abnehmen konnte, daß, welche große Vorzüge uns auch immer die Natur geschenkt haben möge, das vorzüglichste aus allen Gütern doch immerdar sey: geachtet und geliebt zu werden.

In einer dieser glänzenden Gesellschaften, zu welchen Elise mit ihrem Bruder in Gesellschaft des Vaters gekommen war, wurde sie über Heinrich, der ihren Wünschen bei einer Tanz-Tour nicht ganz entsprochen hatte, ungehalten, und als sie ihn in ein Nebenzimmer gehen sah, eilte sie ihm mit anscheinender Mäßigung nach, und stürzte, als sie sich mit ihm allein wähnte, so ungestüm auf ihn los, daß sie mit einem Knie an die Kante eines Meubles stieß, und eine ziemlich tiefe Wunde davon trug. Sie stellte sich aber, als ob sie keinen Schmerz fühle, in der Furcht, daß der Vater ihr unziemliches und auffahrendes Benehmen tadeln, und ihr das fernere Tanzen untersagen würde. Sie fuhr also fort, die ganze Nacht hindurch die Zierde des Festes zu seyn.

Am folgenden Morgen fühlte sie beim Aufstehen einen heftigen Schmerz im Fuße; aber in der Hoffnung, daß er bald aufhören werde, verheimlichte sie ihn abermals vor ihrem Vater. Ihre Anstrengung, das Leiden zu verbergen, verschlimmerte nur das Uebel in dem Grade, daß sie krumm gehen und auf die Frage des Vaters endlich Alles gestehen mußte. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß eine Prellung statt gefunden, und er sehr befürchte, die Heilung würde längere Zeit bedürfen. Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für Elisen. Sie war zu so manchem Ball eingeladen; sie hatte versprochen, so manche Gavotte zu tanzen, sie sollte einen ungarischen Tanz mit dem geschicktesten Tänzer ausführen. Zu ihrem größten Verdrusse hatte sie noch nie so viele Einladungen auf einmal erhalten. Und Alles schien sich zu vereinigen, ihren Ungestüm recht hart zu bestrafen; denn das Uebel verschlimmerte sich so sehr, daß die arme leidende Elise das Bett nicht mehr verlassen und die größte Zeit über allein in ihrem Zimmer zubringen mußte.

In dieser traurigen Verlassenheit erkannte Elise, daß Sanftmuth und Güte nur allein uns Freunde erwerben. Keines von den Dienstleuten, welche so oft ihre Härte erfahren hatten und sich nun freuten, ihrer widrigen Aufsicht los zu seyn, that bei der Leidenden mehr, als ihm die strengste Pflicht gebot; Niemand dachte daran sie zu zerstreuen, und selbst ihr jüngerer Bruder ging nicht gerne in ihre Nähe, weil er ihren Ungestüm fürchtete. Nur der alte gute Georg, der sie auf die Welt kommen gesehen, konnte nach mehreren Tagen der Begierde nicht widerstehen, sich bei ihr nach ihrem Zustande zu erkundigen. Sie litt in diesem Augenblicke eben heftiger als je, und

indem sie sich allem jenen Schmerz überließ, welchen die Umstände ihr verursachten, flossen aus ihren schönen Augen bittere Thränen.

„Bitte tausendmal um Vergebung, Fräulein,“ sagte Georg, die Thüre des Zimmers mit der größten Vorsicht halb öffnend, „aber ich kann es nicht länger mehr aushalten, Ihnen meinen Antheil an Ihrem Unglücke zu bezeugen. Sie sind also wirklich sehr krank?“

„Ja, das bin ich!“ antwortete Elise in einem so sanften Tone, wie er ihn noch nie vernommen hatte, und der den guten Greis in Erstaunen und Entzücken versetzte. „Ihr seyd der Erste im Hause, der Mitgefühl mit meinen Leiden zeigt!“

„Je,“ antwortete Georg mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, „das kommt daher, weil alle Leute im Hause vor dem Fräulein zittern. Ich selbst fürchte mich noch zum Theil.“

„Ja,“ antwortete Elise, „ich betrug mich freilich unartig gegen euch Alle; aber ich habe mir's fest vorgenommen, mein Unrecht zu vergüten.“

„Und ich,“ versetzte der alte Gärtner, „um Ihnen zu beweisen, daß ich nie aufgehört habe, an Sie zu denken, komme, Sie zu heilen. Ja, wenn Sie sich mir anvertrauen wollen, so will ich Sie in den Stand setzen, in acht Tagen wieder auf dem Balle zu erscheinen.“

„In acht Tagen?“ rief Elise freudig überrascht aus. „Guter, lieber, braver Georg! wie groß würde meine Erkenntlichkeit gegen Euch seyn!“

„Dazu wird nur ein einfaches Mittel erfordert, das ich im verfloffenen Winter selbst versucht habe, als ich mich in meinem Kämmerlein so gefährlich in die Hand schnitt,“ fuhr der Alte fort.

„Und welches ist dieses Mittel?“ rief Elise, „gleich will ich es gebrauchen.“

„Ich ließ,“ entgegnete der Greis, indem er sie mit Aufmerksamkeit ansah, „meine Wunde von meinem treuen Karro lecken, und in ein Paar Tagen war ich von Grund aus geheilt; aber — vielleicht werden das Fräulein nicht einwilligen, daß dieses arme Thier — es ist ja so häßlich — es stinkt so sehr — und dann hat es auch zu Zeiten von dem Fräulein Schläge gekriegt, so daß ich fürchte, es möchte nie — denn diese Thiere haben ein gutes Gedächtniß.“

„Was liegt daran,“ sagte Elise heftig, „bringt ihn nur her; ich will ihn so liebeich behandeln, ihm so viele gute Sachen zu essen geben, daß er gewiß darüber die erlittene Mißhandlung vergessen wird.“

Georg gehorcht, er öffnet die Thüre des Vorzimmers, er findet seinen treuen Hund, der ihn mit Ungeduld erwartete und der beim ersten Zeichen, das ihm sein Herr gab, zu Elisen hereinzukommen, die Treppe hinunter stürzte und sich in den letzten Winkel von Georgs Kämmerchen flüchtete. Nur mit Gewalt konnte ihn der alte Gärtner in Elisens Gemach zerrn, nur mit Anstrengung gelang es ihm, das zitternde Thier vor Elisens Lager zu bringen. Diese aber verschwendete tausend und tausend Liebkosungen an ihm; sie gab ihm die besten Zuckerpläschen; wies ihm endlich ihre Wunde und machte es ihm leicht begreiflich, daß sie auch von ihm denselben Dienst erwarte, den er seinem guten Herrn so gerne erwiesen.

Der arme Hund, dessen Instinkt es zu seyn schien, Gutes für Böses zu erzeugen, fängt, ob er gleich noch am ganzen Leibe zittert, die Wunde zu lecken an. Er wiederhohlt das heilsame Mittel oft und heilte

so in weniger als acht Tagen Elisens Fuß, die — mit thranenden Augen und indem sie mit ihren zarten Händchen das grobe zottige Fell ihres großmüthigen Aesculaps streichelte — ihm von nun an die lebhafteste Erkenntlichkeit weihte und auf die Härte, die sie ihn so manchmal hatte erfahren lassen, die zärtlichste Sorgfalt folgen ließ.

„Ich habe es nun lebhaft erkennen gelernt,“ sagte die wiedergenesene Elise zu ihrem Bruder, „daß man auch das unbedeutendste Wesen nie verächtlich behandeln müsse, und daß man gar oft, unter der Häßlichkeit selbst, die seltensten Eigenschaften und die nützlichsten Dienstleistungen finde.“

Wir erblickten Elisen auf dem für diesen Monat bestimmten Bilde, eben damit beschäftigt, ein Bäumchen zur Erinnerung an diese lehrreiche Begebenheit ihrer Jugend zu pflanzen. Ihr ganz verführter Bruder hält den Stamm aufrecht, während sie seine jungen Wurzeln emsig mit Erde bedeckt. Der alte Georg thut sich dabei rüstig um, und der treue Karro, heiter über die gewonnenen besseren Tage sieht so lustig und klug darein, als verstände er die drei guten Menschen in ihrem schuldlosen Treiben.

Wohl manchmal überschlich Elisen noch der alte Fehler; aber der Anblick des Hundes, ein Blick auf den frisch emporschießenden Baum, den sie zum Andenken ihrer Genesung und des gefaßten Vorsatzes gepflanzt; ja, ein Augenblick selbst reichte hin, ihr Gewalt über sich selbst zu verleihen. Sie wurde nicht mehr hart; Alles schätzte und liebte sie, — und so wurde mein Freund der Glücklichsen unter den Vätern.

### Auf, zur Freude!

Sieh! die Natur führt bald ihr Festspiel auf,  
 Hab Acht, o Freund! der Vorhang rollt empor!  
 Bemerkst du der Wolken raschen Lauf,  
 Vernimmt den Lerchensang dein lauschend Ohr?  
 Ein Strahl schießt zu der starren Erd' herab,  
 Und weckt die Weilchen aus dem düstern Grab,  
 Des Strauches Aeuglein öffnen sich gemach,  
 Das Blümchen wird aus tiefem Schlafe wach;  
 Den Blüthen läutet schon zum Dankesamt  
 Schneeglöckchen, in dem Feierkleid von Sammt;  
 Und weit gereifter Säng'er Jubel schallt  
 Dem Schöpfer Preis aus neu entstandnem Wald.

An solchem hoffnungsreichen Lebensmorgen  
 Ergibst du dich dem Kummer und den Sorgen?  
 Wo jedes Nestchen Freudenzähren weint,  
 Da bist allein du trübgesinnt, o Freund!  
 Sey's, daß der Mensch dir übel mitgespielt,  
 Sey's, daß der Bosheit Pfeil nach dir gezielt —  
 Kannst du nach solchem Anblick noch beachten  
 Der kleinen Menschen so erbärmlich Trachten?  
 Laß doch die Thoren betteln, heucheln, kriechen,  
 Laß sie im Lebenskampf zusammen siechen,  
 Feig sich befehdn in dem gift'gen Raume —

Steig auf die Berge mit dem grünen Saume,  
Sprich mit dem Baum, sprich mit dem Blümchen dort;  
Und sieh' die Quelle; — wohl viel Hundertmal  
Erlag sie fast des Winters herber Qual,  
Von Eisesfessel schwer gedrückt, und fort  
Kauscht's, flüsternd Traurigen die ew'ge Lehre:  
Wie Erdenleid nur kurze Tage währe!



April.

## IV.

## A p r i l ,

## Ostermonat, Keim- oder Lenzmond.

\*

Der Lenz erkand, das Weitschen blüht,  
 Die düst're Nacht des Winters flieht.  
 Wie sich nach schwerer Hungerzeit  
 Der stinke Spas des Wechsels freut;  
 Blick' an den Schelm, er baut sein Nest  
 Und zwitschert dir das Frühlingsfest;  
 Der Hamster kriecht aus seinem Loch,  
 Der Frosch quackt keck sein Lebehoch!

Den Harm drückst du in dich hinein,  
 Aus Myriaden du allein?  
 Wo jedes junge Blättchen spricht,  
 Wo Alles jauchzt, da hoffst du nicht?  
 Wie doch der kleine Jammer endet,  
 Ruhe, der Lenz! — wie sichs gewendet!

Täglich wird in diesem Monat die Natur lieblicher; es knospet in Gärten, es grünet in Fluren; die Bäume tragen ihren Blüthenschnee. Zahllose Waller ins Freie erquickten sich an dem Anblick der erwachten Flur, an der oft schon milden Luft, an der mittlern Wärme zwischen der höchsten Sonnenhitze und strengsten Winterkälte. In der Mitte dieses Monats erscheint die Nachtigall und ihre Ankunft verkündet sie mit ihrem bezaubernden Sange; die Vögelschaar baut Nester und brütet; die Hasen haben Junge; der Guckguck läßt sich hören. Um die Mitte Aprils erscheint schon der Maifäfer, gegen Ende wird die Insektenwelt belebt; Schmet-

terlinge erscheinen; die Schwalbe erscheint; das Vergifmeinnicht blüht. — Lieblich und lachend strahlt die heitere Sonne an dem Himmel. Rasch aufwärts steigend erwärmt sie unsern Himmelsstrich täglich mehr. Sie geht am 1. April um 5 Uhr 41 Minuten Morgens auf und um 6 Uhr 19 Minuten Abends unter. — Zwar gibt es in diesem Monate auch noch stürmische und kalte Tage, die wohl noch an die eben geschiedene Winterzeit erinnern, aber der Wechsel zum Besseren ist schnell. Ich füge eine von mir in früherer Zeit verfaßte Dichtung bei, die um ihrer trostreichen Anwendung hier wohl an dem Platze ist:

Willkommen, April, auf der Turnerbahn!  
 Da steht er, der Winter, im starren Kreise,  
 Als Kolben in einer Hand den Drak,  
 In jener den Schild von blinkendem Eise.  
 Er troßt dir, wie Goliath, feck und kühn.  
 Speit Kugeln von Eis und Ströme von Regen;  
 Da stellst du, gekleidet in Blau und Grün,  
 Dich muthvoll dem wüthenden Kämpfer entgegen.  
 Wirf ihm an den Kopf aus der Schleuder den Stein!  
 Hurrah! wie hast du, April, uns gerochen!  
 Schlagst ihm den eisernen Schädel ein,  
 Die Rüstung aus Eis ist mit gebrochen.

\*

Du gleichst dem Menschen im Sturm und Drak,  
 D wechselnder Mond auf der Turnerbahn!  
 Wenn's so aus den Wolken raffelt und speit,  
 Dann denke ich deiner hoch erfreut!  
 Was kümmert mich Rüstung und seine Macht —  
 Die Schleuder dessen, der ehrlich und gut,  
 Hat mehr schon als Einen zum Falle gebracht!  
 Wohlan, ihr Kämpfer in ungleichem Streit,  
 Wo Recht mit Euch, ist der Sieg nicht weit!



Als die Küchlein abgefüttert waren, und die Kinder in das Haus zurückgingen, rief Komuald mit der ihm eigenen Hestigkeit auf: „Ei, sieh da, Schwester, das erste Schwalbenpaar! Wie wird sich der Vater freuen, wenn er seine lieben Frühlingsverkünder wieder sieht!“

Der Vater, der beim geöffneten Fenster saß und sich an der Aussicht in den knospenden Garten weidete, hatte Komualds Ausruf gehört. Er blickte in die Luft hinauf und sprach: „Die Schwalben, die du sahst, gehören einer andern Gattung an, als jene, die vielleicht morgen, gewiß aber in acht Tagen erscheinen, um ihre alten Nester unter dem Dache einzunehmen und den Sommer über bei uns zu bleiben; denn die Witterung ist lieblich genug und in der Luft fehlt es nicht an Insekten, sie herbeizulocken. Die du gesehen, sind Mauer-*Schwalben*, welche nur wenige Stunden unsere Gäste seyn werden.“

„Wie viele Gattungen Schwalben haben wir wohl in unserer Gegend?“ fragte der Kleine seinen Vater.

„Das will ich dir gleich sagen. Ich habe etwas Muße und wenn Ihr dazu gelaunt seyd, so will ich Euch Mehreres über diese Vogelgattung sagen, wie Ihr es nicht in solcher Ausführlichkeit in euern naturgeschichtlichen Werken finden dürftet.“

„O wir bitten dich darum, lieber Vater;“ schrien die Kinder, „aus deinem Munde sind uns solche Erörterungen lieber, als Erzählungen und Geschichten, die meist nur erdichtet sind und aus denen man gar selten so viel lernen kann.“

\*

Der Vater begann: „Die *Schwalben* machen ein besonderes Vogelgeschlecht aus, welches acht und dreißig verschiedene Gattungen zählt.

In unserer Gegend aber sind nur vier, in ganz Europa überhaupt nur 7 bis 8 Arten einheimisch. Wir haben bei uns 1.) Die Haus-, 2.) die Rauch-, 3.) die Ufer-, 4.) die Mauer- oder Steinschwalbe. — Die Schwalben zeichnen sich vor allen übrigen Vögeln durch Gestalt und Lebensart aus. Sie haben einen für ihre Größe weiten Rachen, sehr große Flügel und zugleich einen großen breiten Schwanz — eine Einrichtung, welche sie in den Stand setzt, bei einem kleinen ungemein leichten Körper vorzüglich zu fliegen und, ihrer Bestimmung gemäß, im Fluge ihre Nahrung, die aus Insekten, namentlich allerlei Fliegen, Mücken u. s. w. besteht, wegzufangen. Ein unterscheidendes Merkmal ist der kleine ungebogene, pfriemensförmige und an der Wurzel plattgedrückte Schnabel. Kein bekannter Vogel, wenigstens kein einheimischer, kommt den Schwalben im Fluge gleich; denn ihr ganzes Leben scheint ein ununterbrochenes Fliegen zu seyn; sie durchschneiden pfeilschnell die Luft, verlieren sich in den Wolken, streifen dicht über der Erde und so nahe an der Wasserfläche hin, daß sie dieselbe berühren, machen die bewunderungswürdigsten Schwenkungen mit einer Leichtigkeit und Geschwindigkeit, die in Erstaunen setzt. Dabei besitzen sie eine solche Ausdauer, daß sie fast den ganzen Tag in der Luft umherschwärmen und wenige Minuten sitzend ausruhen. Zum Gehen taugen ihre Füße nicht.

Man glaubt gar nicht, welch eine Menge von geflügelten Insekten eine einzige Schwalbe täglich vernichtet. Ein Weibchen, das Junge hat, kehrt täglich wenigstens 100 Mal nach seinem Neste zurück, und jedesmal beträgt die Anzahl von Fliegen und Mücken, die es mitbringt, zwanzig bis vierzig und noch mehr. Uebrigens waren die Schwalben schon lange zuvor, ehe man auf die Dienste viel achtete, die sie uns leisten, bei

den alten Völkern in Europa als Günstlinge eingeführt — nicht sowohl wegen ihres gewandten und schnellen Fluges, wegen ihres eintönigen Gesanges, sondern weil sie unter allen Zugvögeln diejenigen sind, welche uns zuerst die Rückkehr des Frühlings verkünden. In Griechenland gab die erste Erscheinung der Schwalben zu einem Feste Gelegenheit, bei welchem die Kinder von Haus zu Hause gingen und einen Gesang anstimmten, der sich erhalten hat, und für ihre gute Botschaft sich ein kleines Geschenk erbathen, welches ihnen selten verweigert wurde. In Attika zeigt die Ankunft der Schwalben, wie wir aus einer Stelle des Aristophanes lernen, den Zeitpunkt an, wo man die Winterkleider gegen die Sommerkleider wechselte.

Wir haben bei uns und in Deutschland, — wie gesagt — nur vier Arten Schwalben, die, obgleich sie sich in Ansehung ihrer Bildung, ihres Fluges und selbst in der allgemeinen Vertheilung der Farben sehr ähnlich sehen, doch von einander genau unterschieden werden. Alle einheimischen Schwalben sind Zugvögel und müssen es vermög ihrer Nahrung seyn.

„„Aber man sagt ja,““ fiel Rosa ein „„daß unsere Schwalben, wenigstens ein Theil davon, sich im Herbst in den Schlamm der Seen und Teiche versenken und den Winter in todesähnlicher Erstarrung zubringen!““

„Das ist eine ungereimte Sage,“ fuhr der Vater fort, „es gehört wenig Nachdenken dazu, das Abgeschmackte dieser Meinung zu begreifen. Welche Kraft müßte ein so leichter Vogel wohl haben, wenn er sich so tief in den Schlamm versenken sollte? was würde aus seinem Gefieder werden, und wie würde er es im Frühling wieder reinigen können? Es

ist wahr, man hat im Herbst oder Frühlinge Schwalben an den Seen oder Teichen gefunden, allein man weiß auch, daß diese Vögel bei rauher Herbst- oder Frühlingszeit hieher gehen, um sich von allerlei am Rohr und Schilse sitzenden Insekten und Larven zu ernähren. Hier mögen wohl bisweilen Einige erstarren, und todt oder halbtodt gefunden werden. Es ist ausgemacht, daß die Schwalben nach Afrika ziehen und dort überwintern; denn die Seefahrer des mittelländischen Meeres treffen sie auf ihren Wanderungen hin und her öfters, und in Afrika sieht man sie im Herbst einziehen und im Frühjahr sich entfernen. Sie leben dort nur wie Gäste, ohne sich Nester zu bauen oder fortzupflanzen.

Bewunderungswürdig ist bei ihrem Gehen und Kommen die Wirkung des Instinktes, welcher sie immer den richtigen Zeitpunkt finden läßt; die Sammlung der Schaaren einer ganzen Gegend; das dabei herrschende Einverständnis und Zusammenwirken; die Schnelligkeit des Abfluges, der oft in einer Stunde entschieden ist, und die Geschwindigkeit, mit der sie an ihr fernes Ziel gelangen.“

„Ist das wahr, Vater?“ sagte Romuald, „daß immer die alten Schwalben in die alten Nester wiederkehren?“

„Man sollte das glauben, aber viele Naturforscher widersprechen. Ein Gelehrter in Frankreich hat vier tausend Schwalben seiner Umgegend gefangen, ihre Füßchen mit einem Ringe von Eisblech bezeichnet und sie wieder fliegen lassen. Sie blieben den Sommer über in der gewählten Gegend; aber im nächsten Jahre fand sich unter den Ankömmlingen keine einzige der so bezeichneten.“

Wir wollen nun die vier in Deutschland bekannten Arten näher betrachten.

Die Erste ist die Hauschwabe, auch Mehl- oder Fensterschwabe genannt. Sie nistet in den Häusern der Städte und Dörfer. Ihr Oberleib ist blaulichschwarz, der Unterleib schneeweiß. Ihr Nest baut sie aus weichem Lehm, Gassenkoth und dünnen Halmen unter Dächern, an Gesimsen und hervorstehenden Balken. Es ist ganz zugewölbt und hat nur zur Seite eine kugelförmige Oeffnung. Die Eier sind weiß mit braunen Punkten.

Die Rauchschwabe, sonst auch Feuer- oder Stachelschwabe genannt, ist etwas größer und unterscheidet sich durch die kaffee- und kastanienbraune Farbe an der Stirn und Kehle und durch den langen gabelförmigen, weißgefleckten Schwanz. Ihr Nest bestehet übrigens aus denselben Materialien, wie jenes der Hauschwabe; wenn indeß das Nest dieser die Hälfte einer halben Kugel ausmacht, so ist das der Rauchschwabe nur ein Viertel davon; denn es hat keinen Deckel und findet sich jedesmal unter Dachvorsprüngen so angebaut, daß es eines oberen Schlusses nicht bedarf und daher ganz offen ist. Die Eier haben auf der weißen Grundfarbe braune und violette Punkte. Sie ist eben so heimisch in Städten und Dörfern, wie ihre Vorgängerinn. Im Allgemeinen wählet sie zum Nest solche Orte, wo ihre Jungen, vor Ratten, Katzen und Raubvögeln, am meisten gesichert sind. Oft baut sie ihr Nest in einem Schornsteine, doch nicht an der Oeffnung, sondern fünf bis sechs Fuß in demselben, an. In dieser engen Röhre steigt sie mit Leichtigkeit in die Höhe und Tiefe.

Wenn die Jungen dieser beiden Arten das Nest verlassen, so hat man einen ergötzlichen Anblick, wie die Alten sie im Fliegen unterweisen. Groß ist dabei die Furcht der Jungen, die Liebe und Sorgfalt der Al-

ten, welche unaufhörlich für sie sorgen, sie zu Versuchen der Flugkraft ermuntern, sie auf ein Dach oder einen Baum führen, wo man sie alle in einer Reihe sitzen sehen kann und wo dann jede nach der Reihe ihre Nahrung erhält. Nach Verlauf von drei oder vier Tagen, nachdem sie das Nest verlassen, fangen sie an, von ihren Flügeln Gebrauch zu machen; aber wiewohl sie schon ganz gut zu fliegen scheinen, so können sie sich dennoch nicht die Richtung geben, um die Fliegen zu erhaschen. Sie spielen daher an dem Orte umher, wo ihre Mutter jagt, und wenn diese den Schnabel voll Fliegen hat, so zeigt sie es demjenigen, der an der Reihe zum Essen ist, durch einen Laut an. Man sieht dieses Junge dann sich der Mutter, vor Freude zitternd und kleine Töne ausstoßend, schräg nähern und ohne daß Einer von den beiden Vögeln, im Fliegen einhält, geht der ganze Gewinn der Jagd aus einem Schnabel in den andern über.

So bald die Jungen alt genug sind, um selbst für ihren Unterhalt sorgen zu können, beginnen die Alten eine zweite Brut. Die ganze junge Generation lebt dann in ziemlich zahlreichen Haufen zusammen, die sowohl aus Haus- wie Rauchschwalben bestehen, und obgleich sie stark zwitschern, doch mit einander nicht zu zanken scheinen. Auch die erwachsenen Vögel beider Arten leben überhaupt in gutem Vernehmen zusammen und machen gemeinschaftliche Sache, um einen Feind zu verjagen. Bey solcher Veranlassung ist gewöhnlich die Rauchschwalbe diejenige, welche das Signal und Beispiel dazu gibt. Fliegt ein Sperling oder ein anderer schädlicher Vogel nah' vor ihrem Neste vorbei; so stößt die Erste, die ihn erblickt, ein Allarmgeschrei aus, welches alle Nachbarn beantworten, und bald ist ein Aufstand in Masse organisiert, dessen

Zweck ist, den Feind aus dem Bezirk zu verjagen. Die Schwalbe ist jedoch kein gut bewaffneter Vogel. Ihr Schnabel ist schwach und die kurzen Beine würde sie nicht zum Angriff gebrauchen können; aber sie findet in ihrer außerordentlichen Schnelle und Gewandtheit Hilfe; sie rupft dem Feind eine Feder aus, und ist schon weit weg, ehe er den Angriff erwidern kann. Von einem Haufen solcher Plänkler angegriffen, an mächtigere Feinde verrathen, bleibt selbst dem lichtscheuen Uhu, dem tapfern Falken, nichts als der Rückzug offen. Man sah die Rauchschwalben sich auf ein Wiesel, dessen Absicht auf ihre Brut gerichtet war, stürzen und dasselbe zum Aufgeben des Raubzuges zwingen.

Die Hausschwalbe ist zwar nicht so muthig, weil es ihr, im Vergleich mit der Rauchschwalbe, an Geschwindigkeit und Flinkheit gebricht; aber sie ersetzt den fehlenden Muth durch List und Klugheit. Die Sperlinge, ein zänkisches und arbeitsehnes Völkchen, sehen mit Neid auf die schönen Häuser, welche diese wunderbaren Baumeister herstellen. Der Sperling wendet daher Alles an, sich in den Besitz einer solchen Realität zu versetzen, und ist er einmal darin, dann ist er, es mit seinem dicken kegelmäßigen Schnabel vertheidigend, hart daraus zu vertreiben. Die Schwalben versuchen jedoch das Aeußerste, organisiren einen vollkommenen Landsturm, indem sie alle Genossen in der Umgegend zum Kampfe herbeiziehen; und man will gesehen haben, daß sie, nachdem sie Gewalt und List vergebens versucht haben, den hartnäckigen Räuber durch das Zumauern des kleinen Flugloches mit dem Hungertode strafen. Es ist jedoch schwer zu glauben, daß ein so muthiger Vogel, wie der Sperling es ist, sich lebendig in ein Grab von weichem Thon

einschließen lassen werde, in welches sein starker Schnabel in wenigen Minuten eine tüchtige Bresche machen kann.

Die Uferschwalbe ist die kleinste aus den in Deutschland bekannten Gattungen. Sie ist oberhalb aschgraubraun, unten weiß, hat einen kurzen Schwanz. Wie die ersten beiden Gattungen besügelte Maurer sind, so ist sie Bergmann. Sie höhlt ihr Nest an den abschüssigen Wänden der Ufer aus und gräbt sich einen wagerecht laufenden und fast zwei Fuß tiefen Gang. Die äußere Mündung dieser Röhre ist völlig rund, das andere etwas weitere Ende ist mit feinen Grashalmen und Federn, meist Gänsefedern gepolstert. An Orten, wo der Boden fest ist, begreift man kaum, wie der mit einem so kleinen und schwachen Schnabel versehene Vogel einen solchen Bau in der Erde zu Stande bringt. Die Uferschwalbe ist weniger gesellig als die andern Arten, sie weicht Dörfern und einzelnen Häusern aus und liebt einsame, selten besuchte Ufer, wo sie von den kleinen Insekten lebt, welche den Sommer hindurch über der Wasserfläche schwärmen. Ihre fünf bis sechs Eier sind milchweiß mit röthlich aschgrauen wolkenartigen Flecken; sie kommt am spätesten und zieht auch am ersten, schon im August wieder fort. Ihre Art zu fliegen hat etwas Unregelmäßiges und Ungleiches, wie man es bei andern Arten nicht so bemerkt; es kömmt daher, weil die Insekten, auf deren Jagd sie gehen, einen capriciösen Flug haben und ihnen entgehen würden, wenn sie nicht oft schnelle Schwenkungen im Fluge machten. Sie zwitschern fast gar nicht und lassen nichts weiter als ein Alarmgeschrei hören, wenn man ihrem Neste nahe kömmt.

Die Mauerschwalbe, wovon ihr eben, liebe Kinder, ein Paar

in den Klüften gesehen“ — fuhr der Vater fort, „ist die größte und unermüdllichste der einheimischen Schwalben. Sie ist am ganzen Körper grauschwarz, wie geräuchert und nur an der Stirn etwas weißlich. Sie fliegt des Morgens schon, ehe die andern Schwalben erwacht sind und Abends noch, wenn diese sich schon zur Ruhe begeben haben. Die drei, euch bereits beschriebenen Arten trinken und essen im Fluge; diese treibt es noch weiter und ist, wie Plinius ganz richtig bemerkt, beständig in der Luft, die Zeit ausgenommen, in welcher sie schläft oder brütet. Sie bewohnt die höchsten Gebäude, Thürme, Kirchen und Schlöffer, nistet in Mauerlöchern und schwebt gewöhnlich in ausnehmender Lusthöhe. Um sich an den rauhen Flächen der Mauer desto fester anhängen zu können, richtete die Natur nicht nur alle vier Zehen ihrer außerordentlich kleinen Füße vorwärts, sondern versah dieselben auch mit ausnehmend spitzen und hakenförmigen Nägeln. Zur Erde kommt sie nie und wenn sie herabstürzt, so kann sie sich nur mit vieler Mühe in die Höhe schwingen. Sie legt nur zwei blendendweiße, etwas längliche Eier, indessen alle übrigen Arten vier bis sechs legen. Während das Weibchen brütet, kommt das Männchen von Zeit zu Zeit dem Orte nahe wo sich das Nest befindet, und läßt ein lärmendes Schwirren hören, den das Weibchen auf dem Neste mit schwachen freudigen Lauten beantwortet.

So viel von den einheimischen Gattungen der Schwalben. Nur die Rauchschwalbe hat etwas dem Gesange Aehnliches, den ein exaltirter Franzose (Herr Dawy) sogar dem Gesange der Nachtigall vorgezogen wissen will. Man hat Versuche gemacht, sie deshalb in Käfigen zu erhalten, und einige davon sind gelungen, indem man den armen Gefangenen nach und nach an Nachtigallen-Futter gewöhnte; aber in die Länge

dauert's mit ihnen nicht; denn ihr Lebenselement ist Bewegung, Luft und Freiheit.“

„Das möchte ich auch um aller Welt willen nicht,“ sprach Rosa, „ein so gutes, sanftes Thier in einen Käfig sperren!“

„Es ist immer eine Grausamkeit,“ schloß der Vater, „und ich begreife nicht, wie man Härte genug besitzen kann, ein uns so nützlich, friedeliebendes und dabei dem Menschen so zugethanes Vögelchen zu fangen oder ihm sein kurzes Daseyn verbittern. Wir würden in mancher Gegend des Landes von der Menge der Insekten vertrieben werden, wenn die Tausende von Schwalben ihrer nicht Milliarden verzehrten. Das ist wohl der Grund, daß selbst im rohen Gemüthe und im Ununterrichteten eine gewisse fromme Scheu, diesen Thieren Leid zuzufügen, begründet ist. Den Alten war die Schwalbe heilig, uns ist sie theuer und werth.“

Setzt, liebe Kinder, genug davon. — Kommt, laßt uns die Spargelbeete im Garten, die blüthenreichen Mandel- und Pfirsichbäume und den Flor der neuen Blumen besuchen.

---

### Der Mandelbaum beim Frühlingsruf.

Noch hat der Berg sein weißes Käppchen auf,  
 Am Morgen starret noch des Wächleins Lauf,  
 Noch zuckt der Eiswind durch die Frühlings-Luft,  
 Noch stescht der Schnee aus düst'rer Felsenkluft:  
 Man sieht den Lenz im langen Fernrohr kaum —  
 Da zieht der jugendliche Mandelbaum

Sein grünes liebes Sommerkleid schon an  
 Und bindet tausend weiße Sternchen dran;  
 Ob die Akazie flüsternd ihn auch warnt,  
 Die laue Luft hat gleißend ihn umgarnt.  
 Doch drauf schleicht sich der tültsche Nordwind vor,  
 Pfeift ihm ein rauhes Lied ins keusche Ohr,  
 Reißt ihm das grüne Kleid vom Leib herab —  
 Und wirft den armen Burschen kalt ins Grab!

\*

Wohl Manchen treibt ein rascher Geistesdrang  
 Zu früh in Kampf nach Ehre, Frucht und Rang.  
 Sprich doch, du unvorsichtiger Mandelbaum,  
 Mit tochter Frucht auf kahlem Blüthensaum,  
 Von deinem Leid, mit Worten treu und wahr,  
 Zu unsrer thatenlustgen Jugendschar!



May.

## V.

**M a i ,**  
**d e r W o n n e m o n d .**

\*

Sieh, er kommt mit seiner Freundschaar,  
 Heiter aus der Morgenröthe Hallen,  
 Einen Blütenkranz um Brust und Haar,  
 Und auf seiner Schulter Nachtigallen;  
 Sieh, sein Antlitz roth und blüthenweiß,  
 Und er träuft von Thau und duft'gen Segen.  
 Junger Mai! dir schallet Ruhm und Preis,  
 Alles jubelt jauchzend Dir entgegen!

**D**er Mai, Laub- oder Blütenmond, ist das blühende Jugendalter des Jahres; die Bäume grün, in rosenrother oder schneeweißer Blüthe schwelgend, die Lüfte voll Blüthenduft. Millionen Maiblumen zieren die grünende Erde; wechselnder Chorklang, der Gottes Güte und die unübertrefflichen Reize der Natur preiset, ertönt von den gesiederten Sängern der Lüfte; Abends entzückt uns der melodische Gesang der Nachtigallen, und lustig schlägt die Wachtel ihren schallenden Laut darein. Alle Vögel beinahe brüten; unermesslich ist in Gärten die Mannigfaltigkeit der Blumen, täglich steigt die Fülle und Ueppigkeit

der Natur, die allersehnte Rosenzeit beginnt, die Weinrebe blüht. Zahlreich wallfahrten die Städter ins Freie, besuchen die ländlichen Umgebungen ihres Aufenthaltes, freuen sich in Gärten der schönsten und anmuthigsten Zeit des Jahres. Jeder Tag dieses Monats ist ein Fest für bessere, edlere Menschen.

Am 1. Mai geht die Sonne um 4 Uhr 48 Minuten Morgens auf, und um 7 Uhr 14 Minuten Abends unter. Den 1. Mai, als den Neujahrs- und Brauttag der Natur, feiert man gewöhnlich im Freien. In Wien vereinen sich an diesem Tage die Städter in dem majestätischen Augarten oder dem neu erstandenen Prater zu einem wahren Freudenfest.

Vöglein singen,  
Blüthen lächeln,  
Quellen springen,  
Weste lächeln;  
Alles Sonne,  
Alles Wonne!



Liebe und Duldung ist, prägte sie daher schon in der ersten Zeit des Lebens den kindlichen Seelen der Ihrigen ein, lehrte sie nichts so verabscheuen als die Heuchelei und den Hochmuth, nichts so sehr lieben, als die innere duldbende Güte und Demuth. Bei solcher Erziehung kam es, daß die große weite Kaiserstadt kein besseres, gottesfürchtigeres Paar barg, als unsern Julius und unsere Vertba.

## 2. Wer die Natur liebt, ist gut.

Wer zu dem sternhellen Himmel emporblickt und die tausend und tausend Welten ihre ewige Bahn ruhig fortwandeln sieht, wer am heiteren Morgen das blendende Bild der Sonne, über 20 Millionen weit von uns entfernt und doch so viele Lust und Segen verbreitend, am azurblauen Bogen gewahrt, und wenn er dann auf die Flur hernieder blickt, das schwelgende Grün, die duftathmenden Blumen, die Millionen Wunder der Erde betrachtet — aus dessen Herzen muß der Unglaube weichen, und der Keim des Bösen ersticken. Denn in der Natur ist eine solche Fülle des Guten, daß der Umgang mit ihr und ihr Anblick allein genügen, das Gute zu wecken und zu erhalten. Darum ging auch das Bestreben der Aeltern jener Geschwister dahin, sie mit der Mannigfaltigkeit der Naturschätze vertraut, mit dem Anblick ihrer Reize bekannt zu machen. Frau v. Sonnenberg hatte besondere Neigung für Botanik, und sie ermangelte nicht, ihre stillen Freuden, welche sie in der Pflege der Blumen genoß, mit den geliebten Kindern zu theilen. Leider hinderte sie der Beruf ihres Gatten, diese unschuldige Neigung so zu befriedigen, wie sie es wünschte. Dieser war durch seine Geschäfte an die Residenz gefesselt und selten nur konnte er mit seinen Kindern Ausflüge in

einen nah gelegenen Garten, oder in die lachenden Umgebungen der Hauptstadt machen. So mußte Frau v. Sonnenberg die wenigen Pflanzen am Fenster erziehen, und ihre Bertha half treulich mit in deren sorgsamster Pflege. „Es ist mir,“ sprach sie oft zur Mutter, „als blickten mich die Blumen mit ihren lieben Sternen an, als sprächen sie zu mir.“ — „Du hast recht,“ erwiderte lächelnd die Mutter, „es herrscht ein Bund zwischen guten Menschen und den Blumen.“

### 3. Die Einladung zur Landpartie.

Wie nun nach der traurigen Debe des Winters (welche im Sonnenberg'schen Hause minder mit leeren und geräuschvollen Vergnügungen der Städter, als durch Unterricht der Kinder und zweckmäßige Lektüre gemildert wurde) der Frühling mit seinem lachenden Gesichte eintrat, da fühlte die Familie, und die Kinder besonders, den Drang, die Freuden der erwachten Natur auf dem Lande zu genießen. Man trug sich schon seit zwei Jahren mit dem Plane, einige Wochen bei einer Tante, welche an den Obersten v. Donnerfeld vermählt war und mit ihrem Gatten auf einem Gute mehrere Stunden von Wien entfernt lebte, auf dem Lande zuzubringen, aber bis jetzt war es Herrn v. Sonnenberg nicht möglich gewesen, den Wunsch seiner Gattin und Kinder zu erfüllen. Einige Briefe der Tante und des Obersten dringende Einladung bestimmten ihn endlich, wenigstens seine Frau mit den zwei Kindern den Ausflug auf einige Wochen machen zu lassen, wornach er selbst einen kurzen Urlaub benützen wollte, um seine Lieben wieder in sein Haus abzuholen. Als der Vater diesen Entschluß verkündigte, war hoher Jubel unter den Kindern. Da gab es ein Rennen durch

das ganze Haus; Fragen drängten sich aneinander; Pläne über Pläne kamen zur Sprache, Nöthiges und Unnöthiges wurde ein- und ausgepackt, — bis endlich der Wagen vor der Thüre stand, und Mutter und Kinder mit dem Segen des Vaters (durch die kurze Trennung von ihm in ihrer Freude sehr herabgestimmt) aus den Thoren der Hauptstadt über die ungeheure Donaubrücke nach dem bezauberten Schö nth al, dem Gute des Obersten, fuhren.

#### 4. Der Oberst von Donner Schild.

Während die Kinder ihrer lieben Mutter im Wagen mit Fragen zusehten und die neue Lebensweise in rosigen Bügen entwarfen, — wollen wir die Bekanntschaft des Obersten Donner Schild machen. Wir erblicken in ihm eine von jenen edlen Gestalten, in welchen die Kraft des Charakters und die Güte des Herzens den Sieg über die Last der Zeit davon getragen. Der Oberst hatte vierzig Jahre seines Lebens dem Vaterlande geopfert, manchen harten Strauß bestanden und endlich, von Wunden und dem Alter an der Fortsetzung des Dienstes gehindert, einen ehrenvollen Abschied genommen. So langes Kriegerleben konnte nicht ohne Eindrücke auf seine Außenseite bleiben; als der beste innere Mensch erschien er beim ersten Austritte rauh, selbst etwas hart, und nicht selten entsprach er dem Prädicate „Donner Schild“ in der That; denn seine grollende Stimme war im Unmuth, der bald aufgereggt, aber eben so leicht beschwichtigt werden konnte, dem Rollen des Donners fast ähnlich. Wie alle alten Soldaten liebte er Reinlichkeit, Pünktlichkeit, Gehorsam über Alles. Seine Leute fürchteten den Herrn in ihm, wie sie den Vater liebten. Das Ebenbild der Frau v. Son-

enberg war ihre Schwester, des Obersten Gattin, freundlich, edel, und überaus milde. Den ganzen Tag stand sie schon am Fenster, um ja, als die erste, den angekündigten Reisewagen zu erblicken. Endlich bemerkte sie auf der mühsamen Straße eine Staubwolke, später einen Wagen. „Sie sind es!“ ruft sie mit Entzücken zu ihrem Gatten und eilt den Geliebten entgegen. Tausend Umarmungen der theuern Schwester, tausend Küsse auf die Lippen der guten Kinder. Unter die Discantlaute der Freude mischte sich der Bass des nachgekommenen Obersten: „Brav! daß Ihr Wort gehalten! willkommen liebe Schwägerin mit deinem lieben kleinen Paare!“

#### 5. Die arme Gärtnerin.

Es war fünf Uhr Nachmittags, als die Städter auf des Obersten Landstige ankamen. Sie folgten der Einladung zu einem Gange in den Schloßgarten, wo ein kleines Mahl der von dem langen Fahren Müden und Hungrigen harrete. Eine Laube umfing die Glücklichen. Der schönste Maitag erleuchtete diese Scene des Wiedersehens. Tausend und tausend Blumen dufteten Wohlgerüche, hundert freie Sängler ließen von den Nestern der blüthenreichen Bäume ihr Lied erschallen, Käfer und Schmetterlinge, auch predigend das Daseyn der alles beglückenden Gottheit, durchschwirrten die milde Luft. Julius und Bertha verließen mit Erlaubniß der Mutter den Tisch und die Laube, um den heiteren Garten zu besehen, der zwar nach altfränkischem Plane angelegt war, aber durch die vielen Blumenbeete von der Steifheit jener Anlagen vieles verlor. Man denke sich zwey jugendliche Städter, die nach der langen Winterscene, nach jenem leeren Geräusche der prunk-

vollen Stadt den neuen Teppich der blühenden Natur, wie durch einen Zauberschlag in das Paradies versetzt, mit ihren Füßen betraten! Bertha, die eine große Blumenfreundin war, kam über die herrliche Hyazinthen- und Tulpenflur, über die duftenden Frührosen kaum zu sich.

Da erblickten sie mitten unter den lachenden Blumen, unter dem freundlichen Antlitz der wärmenden Sonne eine traurige Gestalt — ein armes Weib, das, eben Unkraut von den Beeten jätend, in Thränen zerfloß. Das that den guten Kindern ins Innerste weh. Ohne zu Laudern, gehen sie auf die Weinende zu und forschen, wie sie unter dem blauen Himmel und auf der blumenreichen Erde so jämmerlich weinen könne? und was ihr denn fehle? — „Lieber junger Herr!“ versetzt das Weib dem fragenden Julius, „wie sollte ich nicht weinen, da mein armer Mann, der Gärtner Ihres gnädigen Onkels, am bösen Fieber darnieder liegt: eben in dem Augenblicke, wo der Garten der meisten Pflege bedarf! Ach, wir armen Leute! wir werden den Dienst verlieren!“

Bertha. Grämt Euch darüber nicht, gute Frau! der Onkel wird die Krankheit eures Mannes entschuldigen.

Gärtnerin. Gnädiges Fräulein! Ihr Herr Onkel ist sehr strenge, was den Dienst betrifft; zu dem ist mein Mann erst seit Neujahr in dessen Brode, und er hätte ganz recht, über uns ungehalten zu seyn. Ach! ich zittere vor dem Augenblick, ihm die Unfähigkeit meines Mannes melden zu müssen. So lange ich mit meinem Fleiße dieß zu verhüten vermag, will ich Alles thun, um den gnädigen Herrn zufrieden zu stellen. Jetzt geht eben die Sonne unter! sehen Sie die vielen Beete! sie lechzen nach Wasser, und ich fürchte, allein nicht alle begießen zu können.

Da sprangen die Kinder auf die Gießkannen zu, liefen damit zu dem einige Schritte entfernten Teiche, und fingen an im Wetteifer die Zuspensflur zu begießen. Vergebens waren die Bitten der Gärtnerin, die nun doppelte Verweise fürchtete; aber Bertha bath so dringend, sie gewähren zu lassen und lieber nach ihrem Kranken zu sehen, daß das besorgte Weib abließ, die Unzulänglichkeit solcher Hilfe in Anregung zu bringen, aus Furcht, den guten Willen und das beste Herz der Kleinen zu kränken.

### 6. Die Entdeckung.

Das lange Ausbleiben der Kinder hatte indessen die Frau v. Sonnenberg in Besorgniß gesetzt. In Begleitung ihrer Schwester und des Obersten machte sie einen Gang durch den Garten, und erschreck, als sie die Kleinen, vom Wasser durchnäßt, glühend im Gesichte und Schweißtropfen auf der Stirne, Ströme des Wassers aus den schweren Gießkannen über die Beeten ausgießen sah. „Was Teufel! was macht Ihr da!“ donnerte die Stimme des erstaunten Onkels. Die Kinder erschrecken im ersten Augenblicke so, daß die Kannen ihren Händen entfielen. Wahr und aufrichtig, wie sie beide erzogen waren, ging Bertha zur Mutter, Julius aber gerade dem Onkel entgegen. „Bestter Onkel!“ sagte er im schmeichelnden Tone, „wir haben die schönen Blumen begossen. Der arme Gärtner ist so krank, sein Weib fürchtet Ihren Zorn —.“ „„Liebster, bestter Onkel! wir bitten Sie sehr, grossen Sie dem armen Manne nicht,““ fiel Bertha ein, „„und nicht wahr, Mutter! du bittest mit uns für ihn?““

„Ei,“ sagte der Oberst, „Ihr treibt es ja mit euern Bitten, als hättet Ihr's mit einem Türken zu thun! Ich bin strenge auf meine Leute, wenn sie den, ihnen zustehenden Dienst aus Nachlässigkeit versäumen; der Kranke aber nimmt nicht bloß meine Schonung, sondern meine Hilfe in Anspruch.“

Nun erzählte die zarte Bertha mit liebenswürdiger Redseligkeit, wie sehr sich die arme Gärtnerin vor dem strengen Onkel gefürchtet, wie sie geweint unter dem Duft der Blüten und unter dem Gesange der Vögel. „Da steckt sie!“ rief Julius rasch, der sie mit seinem Falkenauge in einem Fliedergebüsch das Gras säubern sah; er lief, sie zum Onkel zu bringen, damit sie aus dem Munde des guten Herrn die Worte des Trostes vernehme.

„Das ist sehr ungeschickt von euch,“ sagte der Oberst in seinem barschen Tone, der immer desto rauher erklang, je bessere Absichten im Gemüthe desselben lagen — „das ist ungeschickt, von der Krankheit eures Mannes mir nichts zu melden! Die Pflicht des Weibes ist, den Erkrankten zu pflegen. Marsch in eure Wohnung! ich werde Tagelöhner rufen lassen, um die Fluren und Beeten zu begießen; und Ihr laßt euch nicht eher wieder im Garten erblicken, als bis euer Mann genesen.“

„Kommt,“ sagte er zu den Kleinen, „wir wollen selbst bei dem Kranken nachsehen. Es war schön von euch, liebe Kinder! daß ihr euch des Leidenden angenommen. Dieser Zug eures Charakters, den ich wahrgenommen, hat meine volle Liebe gewonnen; denn ein Herz, das bei fremdem Leide Mitleid und die Sehnsucht, es durch eigene Opfer zu mildern, fühlt, steht allen Tugenden offen. Diese zwei Tulpenbeete

sollen zum Andenken an solche Herzensgüte, eure Namen führen und Euch angehören.

Da jubelten die Kinder laut auf, herzten und küßten den guten Onkel. Und Bertha sprach: „da werden wir sie aber auch ganz allein pfelegen, so lange wir da sind, sie fleißig begießen und den Boden vom Unkraute jäten.“

„Das mögt Ihr,“ sagte lächelnd die Tante, „ich will euch kleinere Gießkannen, Rechen und zwei allerliebste Spaten dazu verabreichen lassen.“

Da wird es wohl den armen Beeten so gehen, wie es mit den Blumen des Knaben in der Fabel ging,“ versetzte die Frau v. Sonnenberg lächelnd.

„Und wie erging es diesen?“ fragte Julius.

Da erzählte auf dem Wege zu dem kranken Gärtner die Mutter ihren Kindern folgende Fabel, mit welcher wir diese kleine Familien-Skizze beschließen wollen.

### 7. Der Knabe und die Blumen.

Ein Knabe, welcher die Liebe seiner Mutter zu blühenden Blumen kannte, pflanzte vor ihre Gartenlaube die schönsten Rosen, Nelken, und Veilchenarten. Er setzte in seinem Eifer Pflanze an Pflanze, nachdem er die Erde für ein Jahrzehend gedüngt, und den Boden durchgraben hatte. Was Sonne und Thau für die Blumen thaten, war ihm allzu wenig; denn er liebte seine Mutter, und die Blüthe seiner Rosen und Nelken schien ihm eine ewige Zeit noch von dem Ziele seiner Wünsche entfernt. Deswegen begoß er im Tage wohl dreimal, oft in der Son-

nenhige, ungeduldig der Blüthen harrend, die rasch empor schießenden Stauden, wühlte mit Haxe und Spaten im Boden, ihn locker zu erhalten, schnitt an den Pflanzen und trieb die Gärtnerei mit einem schädlichen Eifer, wie sie noch nie so getrieben worden. Aber die Blumen kamen nimmer zur Blüthe; die Knospen fielen ab, die Blumenstengel verdorrten. — Mit nassen Augen klagte er der Mutter über den Undank der Pflanzen, die Eifer und Mühe so schlecht gelohnt. „Du hast den Boden zu viel gedüngt,“ sagte im liebevollen Tone die Mutter; die Blumen sind zu dicht gesetzt; der Boden zu häufig gelockert, und dabei ward den Wurzeln geschadet; das überflüssige Gießen mußte das Verderben deiner Frühlingskinder vollenden.“ — „Aber ich wollte ja nur ihr Bestes,“ rief der Knabe, ärgerlich über seinen ungeduldigen Eifer. — Da strich die Mutter die Wolke des Unmuths von des Knaben edler Stirne, und sagte, ihn küßend: „Merke dir, Sohn: dem Eifer, der zum Guten führt, selbst dem leg' einen Zügel an!“

---

### Auf gutem Weg verzage nie!

„Umsonst den Kampf bestehen,  
 Vergebens pflügen und für Andre säen,  
 Fortan das Gute thun, das Recht beschirmen,  
 Wenn Neid und Bosheit sich entgegen thürmen?  
 Bequemer will ich meine Straße wandeln:

Ruñ'n, wie die Menge, Thoren mögen handeln!“

So klagt Arist und schlägt die Augen nieder,

Doch milder hebt sein Blick sich wieder;

Er traf so eben einen Stein —

Der winz'ge Tropfen grub ein Beet hinein —

„Wie,“ spricht er, „einem Regentropfen kann's gelingen,

Den Stein in Zeit und Jahren zu bezwingen,

Und ich will in der Hoffnung wanken?

Hinweg, entehrende Gedanken!

Wer eifrig will, der muß mit Gutem enden;

Dem Redlichen wird Gott Gelingen senden;

Und höhlt der Wassertropfen einen Stein,

Was kann dem Muth'gen unbezwingbar seyn?

VI.

J u n i ,

R o s e n - o d e r B r a c h m o n d .

\*

Uns Alle nimmst du auf in deinem Schooß,  
Natur! wie bist du überreich und groß! —  
Jedwedes Leben fühlt die süße Macht;  
Dein reiches Füllhorn hast du ausgegossen,  
Dein lichter Tempel steht in hehrer Pracht,  
Die Schöpfung hält dein Liebesarm umschlossen.

Hier säufeln kühle Lüfte,  
Dort singt die Nachtigall,  
Hier schmeicheln Blumendüfte,  
Dort rauscht der Wasserfall.

**I**n diesem Monate erfreuen uns gewöhnlich des Jahres lieblichste Tage. Lange schon sind, seit der Ankunft des Maies, jene rauhen und kalten Lüfte dem Einfluß des senkrechten Standes der Sonne zur Erde gewichen, und doch ist die Wärme der Luft selten so zur Hitze gesteigert, daß sie unbequem würde. Die gute Linde blühet und duftet, die Kornblumen ergößen uns durch ihr mildes Blau auf den Feldern, reisende Kirschen und Erdbeeren erquicken den leckeren Gaumen, das Getreide wogt auf den Fluren, die Lüfte durchgaukelt das muthwillige Schmetterlingsvolk; das Firmament selbst feiert das Fest der Geburt des Com-



June

mers, welcher nach dem 20. Juni eintritt, dadurch, daß es in seiner schönsten Lazurbläue auftritt.

Rosen und Blumen aller Art stehen in üppiger Fülle da, der Segen der Erde wird hier und da schon unter das Dach gebracht. Frühbirnen, Kirschen, Aprikosen, Johannisbeeren werden gepflückt; die Heuernte beginnt; das Korn wird gelb. — Die Städter, deren Beruf es erlaubt, und Kranke, um die verlorne Gesundheit zu finden, reisen in die Badeorte. Liebliche Morgen, angenehme kühle Abende. In diesem Monate ist am 21. der längste Tag und die kürzeste Nacht, mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses; die Sonne geht am 1. Juni um 4 Uhr 13 Minuten auf, und um 7 Uhr 47 Minuten unter. In den letzten Tagen dieses Monats verstummen schon wieder die Nachtigall und einige andere Singvögel.



Hauptstädten, unverheiratheten Frauenzimmern Preise zu erkennt, deren sittlicher Wandel und mackellose Aufführung durch die zuverlässigsten Weise zu ihrer Kenntniß gebracht und durch die öffentliche Achtung anerkannt werden. So liest man jährlich in den öffentlichen Blättern die Namen armer Mädchen, welche durch ihre Hingebung an heilige Pflichten die Reichen, die in ihrem Glitterstaate sich oft so hoch dünken, beschämen. Wir finden Töchter mit solchen Ehrenpreisen belohnt, welche der Pflege erblindeter Aeltern, oft auch unversorgter Geschwister, ihre glänzende Versorgung, ihr ganzes Lebensglück geopfert; eine sorgenlose Zukunft der Erfüllung kindlicher oder schwesterlicher Pflicht untergeordnet haben; Töchter, die mit dem kleinen Erwerbe ihrer schwachen Hand, Aeltern und Geschwister Jahre lang erhalten, und dabei an keinen andern Lohn als den ihres Bewußtseyns gedacht hatten.

Mich hat die Lectüre dieser Berichte immer erhoben; denn ich habe daraus ersehen, daß in den untern Ständen es noch immer gute Menschen gibt, daß der Name „Tugend“ kein bloßer Schall geworden; daß es der teuflischen Selbstsucht nimmer gelingen wird, Liebe und Güte in den Herzen edler Menschen niederzudrücken \*). Und deßhalb habe ich

---

\*) In dieser Beziehung sagte ich, als die gewöhnlichen Preise im Jahre 1831 von der Oesterreichischen Regierung vertheilt wurden, Folgendes in meinen „Feierstunden“.

„Es ist vielfältig bewiesen, daß es auch jetzt in der düsteren Sphäre der Dürftigkeit und Armuth, in welcher der Reiz zu Vergehen so groß und die Gelegenheit zu Verirrungen häufiger, als in den Lebenslagen der Reichen und Glücklichen ist, an verehrungswürdigen Beispielen tugendhafter und edler Menschen nicht mangelt. Wir finden in der untersten Klasse häufig die Gefinnungen der

für die Rosenfeste immer herzlichem Antheil genommen; und ein solches ist es ja, von dem ich meinen Lesern erzählen soll.

Dankbarkeit, Treue, kindlicher Liebe, der Uneigennützigkeit, des opfernden Edelmutheß, — treffen oft auch Menschen in niederen Ständen und in ärmlichen Kleidern, deren Herz unter dem rauhen Kittel menschlicher schlägt, und erhabener fühlt, als manches seiner, auf der Höhe des Glückes schwelgenden, durch Stolz und Ueberfluß hart und fühllos gewordenen Brüder. — Ihr, die ihr mit Verachtung und Hohn auf die ärmere Klasse herabseht, welche im Schweiß des Angesichtes das harte Brot verdient, — die ihr den Werth des Menschen nur nach der Größe jener todten Güter schätzt, von denen er keine mit sich in das Grab nehmen kann, und die ihm in den Augen des ewigen Richters nicht den geringsten Vorzug geben vor dem mindesten seiner Nächsten — könnt man es Euch doch unablässig ins Innerste eurer Seele rufen: „Nicht der Titel, den ihr trägt, nicht der Prunk mit dem ihr euch ziert, nicht das Vorurtheil, womit ihr euch zu schützen wähnt, gibt euch ein Vorzugsrecht im Vergleiche mit dem Ärmsten, den sein minder günstiges Loos zu euerem Dienste bestimmt, wenn ihr nicht reicher an Tugenden, nicht vornehmer und größer an Gesinnungen, nicht edler und erhabener in euren Empfindungen, — kurz, wenn ihr, nicht weiser und besser, Andern ein leuchtendes Beispiel seyd!

So denke ich oft; so dachte ich, als ich in dem ämtlichen Theile unserer Hofzeitung die am 6. Juni d. J. vorgenommene Vertheilung der Rosenstein'schen Stiftungsbeiträge für tugendhafte, fromme, und fleißige Mädchen fand. Aloysia Frey, aus der Pfarre St. Augustin, und Theresia Lichtenwaller, aus der Pfarre Maria Hilf, traf, nach sorgfältiger ämtlicher Erhebung aller Umstände, die ehrenvoll auszeichnende Wahl.

Aloysia Frey hat volle acht Jahre hindurch, ihre ans Krankenbett gefesselte Mutter gepflegt, ihr durch die kindlichste Hingebung, die Drangsale dieser kummervollen Lage erleichtert und

Die Gräfin N.\*, Witwe eines um den Staat hochverdienten Ministers, hatte sich auf ihr reizendes Gut in der Steiermark zurückge-

dabei durch unausgesetzte Thätigkeit für ihren Unterhalt Sorge getragen. Es wurde ihr inzwischen eine für sie sehr vortheilhafte Anstellung in einem fürstlichen Hause geboten, aber die liebevolle Tochter schlug sie aus, die Pflege der kranken Mutter und die Erfüllung kindlicher Pflicht höher achtend, als alle irdischen Vortheile.

Theresia Lichtenwaller stand ihrer Vorgängerin an Tugenden nicht nach. Sie ernährte einen durch sechs Jahre bettlägerigen blinden Bruder mit ihrer Handarbeit; pflegte ihre arme Mutter, die an der Wassersucht litt, mit unausgesetzter Liebe und Sorgfalt bis zu ihrem vor Kurzen erfolgten Tode und ist noch jetzt an Frömmigkeit und Fleiß Tausenden ein nachahmungswürdiges Beispiel, die Hoffnung und Stütze eines alten, vier und siebenzigjährigen Vaters, dessen Unterhalt ohne die liebevolle Thätigkeit seiner Tochter kaum möglich wäre.

Die oben angeführte Stiftung betrug 116 fl. C. M. Es ist aber weder jener klingende Lohn allein, welcher die Tugend, den Fleiß und die Frömmigkeit würdigen, noch jene öffentliche Anerkennung, die auf der stillen und niemals ganz dornenfreien Lebensbahn zur Nachahmung aufstacheln soll; denn das Gute findet überall in sich selbst genügenden Lohn. Wer dürfte indessen die edle und preiswürdige Absicht der menschenfreundlichen Stifter verkennen, die im wahrhaften Sinne christlicher Liebe, die Güter des Lebens, an sich für flüchtig und eitel erkennend, doch als ein wichtiges Mittel zur Unterstützung guter Gesinnung und Förderung edlen Willens zu nützen verstanden. Preis und Segen ihrem, der Menschheit heiligen Andenken; aber auch reichen Segen und tausendfältiges Glück jenen Betheiligten, welche die öffentliche Bekanntmachung ehrt; und mit ihnen zugleich allen jenen edlen und tugendhaften Töchtern, deren stilles und bescheidenes Verdienst zwar nicht die Sonne des Rufmes bestrahlt, welches aber, gleich dem duftenden

zogen. Sie widmete ihr Leben nur der Erziehung ihrer drei Kinder, eines hoffnungsvollen Knaben und zweier Mädchen. Gutes zu thun, Unglückliche zu trösten und zu unterstützen, war ihr rastloses Bemühen. Und da sie wußte, daß es kein wahres Glück ohne Bildung des Geistes und ohne Tugend gibt, so that sie alles Mögliche, um die Kinder ihrer Unterthanen zum Schulbesuche zu ermuntern und den Unterricht eines braven Lehrers recht segensbringend zu machen. Schon seit mehreren Jahren hatte sie für den 21. Juni zur Namensfeier ihrer ältesten Tochter Luise ein Rosenfest gegründet, welches gewöhnlich das ganze Gut in Bewegung setzte und mit großem Aufwand gefeiert wurde. Sie hatte einen jährlichen Preis gestiftet, welcher demjenigen Mädchen von den zu ihrem Gute gehörigen Dörfern, das sich durch makellose Reinheit des Wandels, durch Liebe für ihre Aeltern und Tugenden des Herzens, vor Allen hervorgethan hatte, unter gewissen Feierlichkeiten zu erkannt wurde. Alt und Jung versammelten sich auf dem Schlosse, ein feierlicher Kirchengang, von der edlen Gräfin, mit dem Rosenmädchen am Arme, und von ihren Kindern begleitet, eröffnet, ein salbungsvolles aufmunterndes Wort des würdigen Pfarrherrn, ein feierliches Hochamt begannen nach dem frommen Sinn der Gutsfrau: „Alles mit Gott und Nichts ohne Ihn,“ die Festlichkeit. Von der Kirche aus begaben sich Alt und Jung in den Schloßsaal, der ringsherum mit

---

Weilchen, nicht Lob oder Anerkennung suchend, im Verborgenen blüht und dem allsehenden Richterauge nicht entgeht, das einst lohnend und vergeltend offenbaren wird die Absicht und die That, in die kein blödes Menschenauge drang.“

Ebersberg.

Rosenkränzen behangen war. Hier erhielt das Mädchen die zuerkannte Belohnung. Mütterliche Worte sprach die Gräfin zu ihr und ihren Gefährtinnen, ermahnte Alle, der Tugend nicht um des äußeren Lohnes willen, denn Sie biethe, sondern um jenes beseligenden inneren, treu zu bleiben, prägte den Aeltern ein, daß sie ihre Kinder einst so haben würden, wie sie selbe erzögen, und erklärte in einfachen und herzlichen Worten, wie ohne Tugend kein Glück und Segen auf Erden. — Das Rosenmädchen wurde dann von der Gräfin zur Tafel gezogen. Den Nachmittag brachten die bravsten jungen Leute der Gemeinde mit ihren Angehörigen auf dem Schlosse zu, wo in dem mit Rosen geschmückten Saale Tanz und Musik das heitere Fest schlossen. — Die Eindrücke, welche diese Feierlichkeit auf die Mädchen des Ortes zurückließ, äußerten sich in der fortwährenden Achtung derjenigen, deren Sittlichkeit und häuslicher Fleiß so ausgezeichnet worden. Und jedes dieser braven Geschöpfe bestätigte durch ihr Geschick in späteren Jahren, daß die Tugend nicht bloß jenseits den ewigen, sondern auch schon hier auf Erden den zeitlichen Lohn erntet. Sie kamen Alle, von ihrer Gebieterin beschützt, in günstige Verhältnisse, und fanden im häuslichen Loose jene Zufriedenheit, jene Glückseligkeit, welche von stiller Aufopferung und der Reinheit des Herzens unzertrennlich ist.

Im verfloffenen Jahre war wieder die Zeit herangekommen, in welcher das Rosenfest gefeiert werden sollte. Eine Lustreise und die freundliche Einladung der Gräfin, der Festlichkeit beizuwohnen, hatten mich auf das Schloß dieser Dame gebracht. Ich war zwei Tage früher dort eingetroffen, und ergögte mich nicht wenig an den Vorbereitungen zu ihrem Rosenfeste, das ein so reiner Sinn gestiftet hatte, und das mit

so rührender Einfalt begangen wurde. Ich habe die Landschaft von dem Schloßgebäude, in ihrer schönsten Blüthe, im vollsten Schmucke der Blumen, umgeben von Rosen, abgezeichnet. Der Leser sieht auch die drei liebenswürdigen Kinder der Gräfin eben mit der Verfertigung der Kränze für den Schloßsaal beschäftigt; fertige Guirlanden von Rosen hängen schon ringsherum. Im Hintergrunde scheint die silberreine Quelle aus dem Brunnen zu deuten, daß das Gute aus reiner Absicht nur fließe; und die blühende Natur mag uns sagen, daß dem Tugendhaften Alles heiter, Alles zur Blume, Alles zum Dufte werde.

Als ich die verfertigte Skizze der Gräfin zeigte, war sie sehr zufrieden damit und fand selbst in den Zügen der Kinder täuschende Aehnlichkeit mit den ihrigen, so daß Sie mich bath, ihr den Versuch zu überlassen und davon eine Copie für mich zu nehmen.

„Sehen Sie,“ sprach sie, sich nach dem Fenster wendend, „da bringen sie mir das Rosenmädchen, welches dießmal durch die einmüthige Stimme aller meiner Untertanen als die Tugendhafteste und Beste unter ihren Gespielinnen erwählt worden ist. Sie heißt Margaretha, hat ihre Aeltern früh verloren, und gab durch fünf Jahre ihren ganzen sauer verdienten Liedlohn ihrer erblindeten Stiefschwester hin; seit zehn Jahren Waise, ist sie ein äußerst frommes und arbeitsames Mädchen; und was ihr Verdienst in den Augen der Preisrichter erhöhte, ist, daß sie, um den etwas höheren Lohn zu verdienen, es lange fünf Jahre in einem Hause aushielt, wo sie Mißhandlung und Entbehrung, besonders von der Seite ihrer Dienstgeberin, deren Charakter äußerst böseartig ist, mit einer bewunderungswürdigen Ergebung und Geduld ertrug.“

Einen interessanten Anblick gewährte die gute Margarethe, etwas über 18 Jahre alt, vorgeführt von den Ältesten des Dorfes und von der trefflichen Gräfin mit wahrhaft mütterlicher Huld empfangen. Auf die Belobung, welche ich ihr ertheilte, antwortete sie: „Die Ortsvorsteher haben viel zu gut von mir armem Dienstmädchen geurtheilt; wahrhaftig! es gibt noch viele Würdigere in unserm Dorfe.“ Da erzählte der Ortsrichter so manchen schönen Zug von der guten Margaretha, und jeder der Anwesenden, die Männer wie die Weiber, erklärten, es gäbe kein braveres Mädchen auf dem Gute; keines, dessen Arbeitsamkeit, Fügung und Sittenreinheit sie ihren eigenen Kindern und Angehörigen mehr zur Nachahmung empfehlen könnten.“

Diese freundliche Scene wurde aber bald gestört. Der Amtmann, von einem widrig aussehenden Weibe begleitet, trat in das Schloß, und der Haufe machte ihm ehrerbietig Platz. „Margarethens Diensthfrau,“ murmelten die Leute; und Margaretha in der Nähe der Gräfin erblaßte! „Da ist sie ja!“ schrie das geifernde Weib, welches den Gerichtshalter vordrängte. „Ein schönes Rosenmädchen! ich fordere es von dem Gesetze, daß sie verhaftet werde.“ Ein allgemeiner Schrei des Unwillens erfolgte gegen diese Sprache der Frau Greif, und nur die Gegenwart der Gräfin und des Gerichtshalters hinderte Thätlichkeiten. „Was berechtigt Euch zu diesem Benehmen?“ fragte Erstere erstaunt, ihr seyd wohl nicht recht bei Sinnen! bedenkt doch, wo Ihr euch befindet!“

„Die Dirne, hier, von den Ortsvorstehern zum Rosenmädchen erwählt — dieser mein Dienstbothe, dieses Muster der Tugend“ — „Nun?“ fragte die Gräfin, deren Antlitz etwas Zorn überflog. — „Sie

ist eine Diebin! ja, eine Diebin! der Herr Gerichtshalter bestätiget es.“

„Großer Gott!“ schrie Margaretha aus, und fiel besinnungslos zu Boden nieder.

„Das ist sie gewiß nicht!“ sagten Einige der erstaunten Begleiter, „Wo habt Ihr die Beweise?“

Der Gerichtshalter zog einige Silberthaler aus seiner Rocktasche und sprach: „diese Summe wurde seit zwei Tagen von der Klägerin vermisst. Sie gab einen dringenden Verdacht gegen ihr Dienstmädchen vor; bei dessen Abwesenheit drang sie auf Untersuchung ihres Koffers — und unter dem Schloße desselben, jedem forschenden Auge verborgen, fanden wir diese fünf Thalerstücke, welche Summe, nach unserem Gesetze, leider! den Diebstahl zum Criminalfalle macht.“

„Gott!“ rief Margaretha, welche ihre Besinnung wieder gewonnen hatte, „ich schwöre es, ich bin nicht schuldig!“

„Ein äußerst unangenehmer Fall!“ sagte die Gräfin. „Ich muß hier Licht haben. Die Angeschuldete und die Klägerin bleiben indessen auf dem Schlosse; und Sie, Herr Amtmann! untersuchen die Sache ohne Aufschub auf das Nachdrücklichste.“

Mit diesen Worten entließ sie alle Dorfbewohner, welche dem Zuge des Rosenmädchens gefolgt waren, und nur Margaretha, in Thränen zerfließend, die Klägerin, der Gerichtshalter und ich blieben um die Gräfin.

Die Gräfin zog den Gerichtshalter zur Seite. „Ich kann es nicht glauben,“ sagte sie, „daß die gute Margaretha eines Verbrechens fähig sey. Gehen Sie in die Wohnung der Frau Greif, die ich indessen hier

behalte, zurück; untersuchen Sie Alles auf das Genaueste; Sie, lieber Amtmann, werden durch den Dank der Unschuld, durch Ihr Bewußtseyn und meine Freude, für Ihre Bemühung belohnt werden.“

Der Amtmann ging; die Gräfin aber nahm nun die Klägerin vor, sie ermahnte sie mit guten und sehr ernstern Worten, die Wahrheit zu sagen. Während war dabei Margarethens Benehmen. Anfänglich starr und stumm vor Ueberraschung und Schreck, dann durch einen Strom von Thränen in ihrem Schmerz erleichtert, beschwor sie bald die Gräfin, bald ihre Dienstgeberin, gegen sie, ein armes Mädchen, Gerechtigkeit zu üben. „Mit meiner Ehre,“ sagte sie trostlos, blaß und zitternd zu mir, „habe ich Alles verloren.“ — Die Kinder der Gräfin nahmen an dieser Scene den lebhaftesten Antheil; sie trösteten in ihrer Weise das arme weinende Mädchen und mehrmals sagte Luise: „Gib dich zufrieden! die Mutter sagte mir immer: Gott beschützt die Unschuld! — Er wird auch dich schützen.“

Ungerührt bei allen dem, taub gegen die Mahnungen der Gräfin blieb die Frau Greif, giftige Blicke auf Margarethen werfend, sie in ihrem Schmerze verspottend und all jene Härte an den Tag legend, die entarteten weiblichen Naturen in so furchtbarem Grade eigen ist.

Es vergingen einige martervolle Stunden. Die Kinder der Gräfin sahen in ängstlicher Spannung von dem Fenster in den Schloßraum, und ich fing schon zu befürchten an, das Rosenfest werde wohl Morgen nicht Statt finden können. Da riefen die Kinder: „der Amtmann! der Amtmann!“ Und er kam in der That, von den Geschwornen begleitet, die siebzehnjährige Tochter der Dienstgeberin Margarethens mit sich führend. Als Frau Greif, ihre Tochter voll der größten Angst in

den Gesichtszügen und zerstörten Blickes eintreten sah, erblaßte sie und ein Fieberfrost schüttelte ihre Glieder.

„Die arme Margaretha ist unschuldig!“ sagte der Amtmann. „Lisette hat Alles eingestanden. Als ich sie ins Verhör genommen und ihr im Weiseyn dieser Männer erklärt hatte: ihre Mutter habe Alles bekannt und sey auf dem Schlosse festgehalten; nur eine aufrichtige Darstellung des Sachverhaltes könne ihre Schuld mildern; legte sie das Geständniß ab, daß sie selbst, von ihrer Mutter aufgefordert, das Geld in Margarethens unverwahrte Truhe in der Absicht gesteckt, um den Verdacht des Diebstahls auf sie zu lenken und ihre Wahl zum Rosenmädchen zu vereiteln.“ „Denn du, die Tochter des reichsten Bauers im Dorfe,“ sagte die Mutter zu mir, „solltest einem armen Dienstmädchen nachsehen, und sie als die Tugendhafteste begrüßen. Die ungeschickten Wähler mögen sich dann in die Seele schämen, wenn die Gräfin sie schmält, eine Diebin zur Königin des Festes gewählt zu haben.“ Das ist die Geschichte; und Sie, Frau Greif! hat nun die Wahl, bei der gnädigsten Gräfin um Gnade zu sehen, oder, wenn sie noch hartnäckig zu leugnen wagt, zur weiteren Untersuchung in das Gefängniß zu wandern.“

Weinend warf sich die böswillige Dienstgeberin zu den Füßen ihrer Gebieterin, und unter lautem Schluchzen vereinte Lisette ihre Bitten mit jener der Mutter um Gnade.

„Also auch unter Euch herrscht die Intrigue, der Neid und die Bosheit?“ rief ich unwillkürlich aus. „Hier, wo die Natur in ihrer Pracht, Einfachheit und Wahrheit lehrt, wagt Ihr es, sie durch Verleumdung und Lüge zu schänden?“ — Ein Blick auf Margarethen

milderte meinen Unwillen. Sie hob ihre bittenden Hände zur Gräfin: Gnade für die ersiehend, welche ihr das Einzige, was sie besaß, ihren guten Namen zu rauben, die schmählische Absicht hatten.

Die Gräfin warf der Schuldigen einen strengen Blick zu und sprach zum Amtmann: „Lassen Sie die weitere Untersuchung von Amtswegen. Diese zwei boshaften Menschen mögen in der Anerkennung der Unschuld des armen Mädchens ihre einzige Strafe finden; sie mögen einsehen lernen, daß die Armut im Besitze der Schuldlosigkeit und Tugend den Menschen in der Hochachtung Anderer höher hebt, als aller Reichthum in der Welt, wenn dessen Besitzer einen schlechten Charakter, Neid und Lüge vereinen.“

„Das morgige Rosenfest soll eines der feierlichsten auf meinem Schlosse werden! — und die arme Margaretha wird nun bei mir als Wärterin meiner jüngsten Tochter bleiben. Ich will sie unterrichten und für weibliche Arbeiten geschickt machen lassen, damit sie einer bessern Zukunft entgegen sehen kann.“

„Es lebe unsere gute Frau Gräfin!“ riefen alle Anwesenden; und ich rief es aus voller Brust mit! Die Kinder aber stürzten auf ihre Mutter zu, ihre Hände küßend, Sie liebkosend; denn die Güte ist der mächtigste Zauber, Aller Herzen gewinnend.

---

Nichts sorg' von deiner Feinde Schaar!

Die edle Eiche zählt der Feinde viel,  
Und ihr Verderben ist der Gegner Ziel.

Der Wurm, der unterm Schatten gleissend kriecht,  
 Das giftige Insekt, von ihr genährt,  
 Das sie zum Dank in's Mark der Blätter sticht,  
 Das Moos, so jetzt von ihren Säften zehrt,  
 Weil sie am eig'nen Stamm' es auferzog,  
 Der Sturm, der ihr als Westwind Liebe log —  
 Die fallen jährlich auf die Eiche ein.  
 Ihr aber dünkt der Feinde Macht zu klein,  
 Verachtend Moos und Wespe, Wind und Wurm,  
 Mäuscht lustig fort ihr edles Blatt im Sturm.  
 Es starb an ihr Gewürm wohl Billion,  
 Sie aber steht zwei hundert Jahre schon.

\*

Der wackern Eiche gleicht ein edler Mann;  
 Ihn beißt wohl mancher schlechte Wurm auch an,  
 Manch Schlupfgesindel sticht ihn hier und da,  
 Und schlechter Dank geht Braven auch wohl nah!  
 Der starke Geist, der edle Muth gewinnt,  
 Was nun die Bosheit ihm zu Schaden sinnt.  
 Denn in der Kraft, die wackerer Sinn verleiht,  
 Steht er zu fest für des Gewürmes Streit.  
 Drum mög' der Eiche Beispiel Dich erheben,  
 Und hoch laß mir die braven Männer leben!



July.

## VII.

### J u l i ,

der Heu-, Reif-, oder Beutigungsmond.

\*

Seh' ich die lust'gen Auen rings umher,  
 Die Felder von den goldnen Früchten schwer,  
 Die hohe Saat voll frischer Frühlingsfarben,  
 Die gute Erde bald bedeckt mit Garben —  
 Da scheint sie mir ein heil'ger Weih'altar  
 Inmitten ihrer Blumenschaar;  
 Der Mensch dünkt dann ihr Priester mir,  
 Gott lobzusingen dort und hier!

**I**n diesem Monate bringt der hohe Stand der Sonne die meiste Hitze im Jahre. Die Natur, unerschöpflich, jede Jahreszeit angenehm zu machen, gibt dem Menschen nun viele erfrischende Gaben. Himbeeren, Weichseln und Birnen reifen in der ersten, Aprikosen, Pflaumen und Melonen in der anderen Hälfte dieses Monats. Die Erde hält offene Tafel und Alles legt sich an der Menge ihrer köstlichen Früchte. Für den Landmann beginnt die Erntezeit; die lieblichen Nelken blühen und duften; den Flüssen und Bächen mangelt es oft an Wasser; das Aehrenmeer schwindet allmählig auf den Feldern; der Flachs auf den Gebirgen blühet im schönsten Blau, und früher noch reift der Bergkollun-

der. Der Städter seufzt oft über die brennende Hitze und flieht, wenn er kann, in das Freie. — Mit allem Recht nennt man diesen Monat den Zeitigungsmond. Am 23. beginnen die Hundstage, wie man die heißesten Tage des Jahres benennt; Alles wimmelt dann von Insekten. Nur in den Morgen- und kühleren Abendstunden findet man im Freien Erholung. Die Uferschwalbe scheidet schon von uns, und die Sonne ist seit dem 23. Juni, wenn gleich kaum merkbar, auf ihrem Rückwege. Sie geht am 1. Juli um 4 Uhr 5 Minuten Morgens auf, und um 7 Uhr 55 Minuten Abends unter; am letzten Juli ist der Tag beinahe um eine Stunde schon kürzer.

Natur! du bist so warm und mild,  
 Mit Lebenskräften überfüllt!  
 Du bist so hehr, so groß und mild,  
 Wahrhaft der Gottheit Ebenbild!  
 Wer dich im Geist umfassen kann,  
 Der ist ein frommer, weiser Mann.

Die beiden Jugendfreunde,  
oder:  
Fischer und Hirte.

Skizze aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, nach H. Schöffe.



1.

Un einem tiefen Thale und hohen Felsen liegt im schweizerischen Kanton Waat, ein altes kleines, doch wohlgebautes Städtlein La Sarras genannt. Hier lebt ein gutmüthiges, frohes Völkchen. Und ist es nicht durch seine Reichthümer, durch seine Wissenschaften oder Trauben berühmt, so ist es doch durch die Treue und Freundschaft unter sich und den Nachbarn sehr schätzbar gewesen. Einen Beweis davon gaben zwei kleine Knaben Eugny und Olivier.

Eugny war der jüngste Sohn eines armen alten Mannes, der unweit dem Städtchen in einer Bauernhütte unter seinem Strohdache recht vergnügt lebte. In Eugnys Hause herrschte jederzeit die beste Ordnung, die größte Eintracht, die strengste Arbeitsamkeit, die höchste Sauberkeit; selbst der Jüngste mußte durch seinen Fleiß Geld verdienen und zur Bestreitung häuslicher Bedürfnisse beitragen helfen.

Dieser jüngste Sohn war ein lieber fleißiger Knabe, welcher die Gabe besaß, sich Jedem angenehm zu machen. Der Schullehrer hielt viel auf ihn; denn Keiner seiner Schüler schrieb solch eine zierliche Hand, las mit so lebendigem Ausdruck und rechnete so fertig. „Der sollte Pfar-

rer werden!“ sagte er oft zum alten Cugny; dieser aber zuckte die Achseln und versetzte: „Ihn studieren lassen, können wir armen Leute nicht.“

Der kleine Cugny mußte also fort die Ziegen hüten. Das that er nun auch, und hätte es wohl besser thun können, wenn ihm das Amt nicht zu langweilig gewesen wäre. Er legte indessen so viele Anmuth und Kurzweil hinein, als er konnte.

Lange Zeit, zum Beispiele, betrachtete er sich als einen Mentor und seine Herde als Zuhörer. Da hielt er derselben die rührendsten Predigten von der Welt; aber an diesen Heiden war Hopfen und Malz verloren, und Keiner seiner Zuhörer bekehrte sich. Vielmehr je eifriger der kleine Redner gegen die Laster der Zeit donnerte, gegen Betrug, Diebstahl und Straßenraub, desto ärger trieben es die Ziegen, besonders wenn er, ihre Frömmigkeit und die Wirkung seines Wortes zu prüfen, einmal die Gemeinde zu nahe an einen Kraut- oder Blumen-garten vorbeiführte. Sie durchbrachen in ihrer heidnischen Blindheit die Häge und Zäune, und plünderten das fremde Eigenthum rein aus.

Als um dieselbe Zeit ein Vetter ins Land zurückkam, der sich im Kriegsdienste bis zum Feldwebel emporgeschwungen hatte, änderte sich Alles; denn der alte Schnurbart brachte den Winter in Cugny's Hause zu, und erzählte jeden Abend von seinen und des Marschalls Guébriant Heldenthaten, unter dessen Fahne er gefochten. Der Kriegsmann erzählte so lebendig, daß man die Schlachtfelder, die Heere, die Helden vor Augen sah und den Donner des Geschützes sehr deutlich hörte; er zeichnete die Schlachtordnungen auf den Tisch, und schwor und fluchte dazwischen, daß allen Menschen angst und bange ward.

Keiner im Hause horchte aufmerksamer als der junge Eugny, dem kein Wort, keine Schlachtordnung, kein Name dem Gedächtnisse ent schlüpfte. So bald das Frühjahr kam, und er wieder zum Ziegenhirten ernannt ward, nahm er seine Ernennung als Feldhauptmanns-Installation und erhob auf der Stelle seinen Hund zum General-Adjutanten. So zog er aus; immerdar siegreich. Er eroberte viele Thäler, Hügel und Wälder, und hatte beinahe, wie Wallenstein, Lust, die Eroberungen, wie sein Eigenthum zu behandeln und sich zum Herzoge von La Sarraz zu machen.

## 2.

Eugny war bis jetzt bei seinem Hirtengeschäfte immer sich selbst überlassen. Er hatte keinen Freund, dem er sein Herz aufschließen oder seine Gedanken mittheilen konnte. Die Gegend, in welcher er seine Herde hütete, war auch so einsam, daß Tage vergingen, ohne daß ihm ein menschliches Angesicht begegnete. — Nur der dreizehnjährige Sohn eines reicheren Stadtbewohners kam öfters in die Nähe der Weiden, auf welchen Eugny seine Herde hütete, um aus dem vorbeisießenden Bache Fische zu fangen. Sein Vater hatte ihm Fischzeug gekauft und der kleine Olivier war äußerst geschickt in dem Fange mit Angel und Netzen. Seine beiden Schwestern begleiteten ihn öfters und freuten sich des reichen Fanges, mit welchem sie den älterlichen Abendtisch zierten.

Ein schattiger Baum schützte den Knaben vor der brennenden Sonnenhitze, und seine gute Schwester Marie an der Seite warf gleich ihm die Angel aus, während die kleine Emilie sich mit den gefangenen Fi-

schen beschäftigte und leider zu oft das Stillschweigen unterbrach, welche erste Bedingung zum glücklichen Fange ist.

Eugny beobachtete oft in der Ferne diese schöne Gruppe. Olivier interessirte ihn sehr, und er hätte für sein Leben gern dessen Bekanntschaft gewünscht. Eine ganz eigene Gelegenheit sollte seinen Wunsch, dem kleinen Fischer näher zu kommen, in Erfüllung bringen.

Eines Tages nämlich, da er unweit dem Städtchen beim Steinbruch auf einem Marmorblocke saß, und, während seine Armee campirte, auf Belagerung und Eroberung des schroffen Felsens sann, an welchem einige Ziegen schon recognoscirend emporkletterten, vernahm er auf der Felshöhe Geschrei von einem Knaben, der um Hilfe rief.

Als bald war beschloffen, die Festung mit Sturm zu nehmen, und den Gefangenen zu befreien. Der General-Adjutant vereinigte bellend die ganze gehörnte Kriegsmacht; der Felsen ward seitwärts erstiegen, erobert, und dem Rufenden Hilfe gebracht.

Olivier war es, der nach seinem Fischfange die Schwestern mit der Beute nach Hause gesendet und die Felswand erstiegen hatte; des Kletterns ungewohnt, hatte er sich auf dem Berge verirret. Um wieder herabzukommen, war er zwischen den Felsen und Klippen niedergestiegen, bis er vor sich einen schauerlichen Abgrund erblickte und nicht mehr weiter konnte.

Der kleine baarfüßige Feldmarschall nahm sich seiner dienstfertig an; zog ihn über die Klippen zurück; zeigte ihm durch sein Vorschreiten, wo er festen Fuß fassen konnte; brachte ihn glücklich auf die Bergebene und von da auch wohlbehalten ins Thal hinab. Der gerettete Fischer wußte

nicht, was er seinem Erblser alles Schöne aus Dankbarkeit sagen sollte, und so war unter den jungen Leuten die Freundschaft bald gemacht.

Cugny erzählte von seinen Schlachten, Siegen und Eroberungen; dem kleinen Olivier war das schon recht. Er verzichtete nun auf das Vergnügen des oft etwas langweiligen Fischfanges und nahm sofort eine Stelle bei der Armee an, die Cugny sogleich in zwei Hälften theilte. Er behielt den Oberbefehl über die Eine, Olivier ward der Andern Anführer, als Cugnys Gegner. Dieser, ein lebhafter Knabe, hatte für das Kriegführen und Soldatenwesen nicht minder Neigung als der Hirtenjunge. Beide, obwohl sie bei ihren Heeren als Feinde gegen einander standen, schlossen dabei unvermerkt die allerinnigste Freundschaft. Und so verstrichen unter Krieg und Friede, Zank und Versöhnung wohl zwei Jahre heinabe; schon floh von dem dritten der Sommer und Herbst, und bald sollte der Winter die Feldzüge auf immer enden.

## 3.

Ehe aber noch der Winter kam, setzte sich Olivier eines Tages zu Cugny und sagte mit wichtiger Miene: „Vor zwei Jahren haben wir mit Ziegen Krieg geführt; nun aber wird's Ernst! Denknur, Cugny! mein Vater hat diesen Morgen einen Brief von meinem Oheim, dem Obersten bei der kaiserlichen Armee bekommen, und die Zusage, wenn ich im Frühlinge zur Armee komme, soll ich angestellt werden als Cornet. Ich bin, im Frühlinge, sechzehn Jahre alt, und mein Vater will mich nicht länger in La Sarraz lassen; er meint, hier würde aus mir nichts als ein Geishirt. Freust du dich nicht?“

„Worüber denn?“ sagte Eugny und hing das Köpfchen.

Olivier. Ei! daß ich Soldat, daß ich Cornet, dann Lieutenant werde. Es ist Krieg. Ich bring' es da zum Hauptmann, und Oberstwachmeister. Du sollst von mir hören! — ja, hören sollst du Wunderdinge von mir!

Eugny. Nun ja, Olivier! das glaub' ich. Es freuet mich, ob schon ich bitterlich weinen möchte. Denn bist du fort, so bin ich ganz verlassen. Wen hab ich dann, wenn du, lieber Freund mir fehlst?

Olivier. Sey ruhig, Eugny! und weine nicht! In ein Paar Jahren komme ich wieder zum Besuch nach La Sarraz. Da sollst du deinen Augen nicht trauen, wenn du mich siehst — einen Knebelbart — ein Schlachtschwert — hier eine Narbe — da eine Narbe! — Du wirst mich kaum kennen!

Eugny. Das glaub' ich. Und du mich noch weniger! — Was fragt denn der stolze Kriegsmann nach dem armen Ziegenhirten? — ich weiß das wohl.

Olivier. Pfui! das ist schlecht von dir gesprochen! Sieh, lieber Freund! und wenn ich Feldmarschall wäre und käme nach La Sarraz, meine erste Frage wäre nach dir, und ich würde dich küssen, wie ich dich jetzt im Arme halte. Das schwör' ich dir! da hast du meine Hand darauf. Hier hast du mein Taschenmesser mit der Perlmutterchale zum Pfand darauf. Nimm hin! nimm es zum Andenken.

Eugny. Weißt du, Freunde sollen sich keine Messer schenken. Man sagt, das zerschneide die Freundschaft; aber ich glaube es nicht; ich nehm' es und wenn du mich einst nicht mehr kennen willst, halt' ich es dir vor die Augen und sage: Olivier! unsere Freundschaft ist zerschnitten.

Olivier. Dann wäre ich werth, das Messer im Herzen zu haben. Nun aber, freue dich mit mir! denke, ich hab auch schon Pläne für dich gemacht.

Eugny. Sag' doch!

Olivier. Wenn ich nach einigen Jahren Hauptmann oder noch mehr bin, und nach La Sarraz komme, nehme ich dich mit zur Armee.

Eugny. Nein! ich will lieber im Frühjahr mit dir gehen und Soldat werden, Infanterist, Reiter, was es ist. Du wirst durch das Glück Cornet, ich aber will tapfer seyn und durch meine Kriegsthaten Lieutenant werden. Verlass' dich darauf! ich will.

Olivier. Das geht nicht. Du bist erst fünfzehn Jahre alt, und viel zu jung. Du kannst die Muskete noch nicht tragen.

Eugny. Aber die Trommel! und ich weiß mit den Pferden umzugehen. Ich kann Troßbube werden.

Olivier. Das geht nicht. Als Bube beim Troß kommst du nie in die Schlacht, kannst dich nirgends hervorthun. Wart' lieber, bis ich zum Besuche nach La Sarraz komme und dich mitnehme. Dann stell' ich dich gleich als Feldweibel an; — du kannst schön schreiben, gut rechnen. Ich will dich schön gebrauchen und dem Obersten empfehlen. Sey ohne Sorgen!

Da fing Eugny bitterlich zu weinen an, und Olivier hatte genug zu trösten. Eugny schwor: er wolle nicht länger Geißhirte bleiben, sondern im Frühjahr mit in den Krieg gehen.

## 4.

Die Sache kam anders, als beide Freunde berechnet hatten. Eugny ward trauriger und nachdenkender von Tag zu Tage. Oli-

viere's Zuspruch heiterte den armen Jungen nur vorübergehend auf. Zudem starb sein alter Vater. Eugny beweinte seinen Tod mit den kindlichsten Thränen. Er stand nun ganz allein und verlassen in der Welt da. Der Mann, in dessen Dienste er die Ziegen hütete, war ganz herzlos. Eugny hatte Niemand, als sein Herz, seinen Freund Olivier und den lieben Gott, der Vater der Waisen ist.

Eines Tages saß er am Abhang eines Hügel's in Träumereien verloren; seine Herde weidete um ihn her; der Herbststurm wirbelte im abgefallenen Laub des Waldes; da hörte er jählings seinen Hund gewaltig bellen. Eugny sah nicht einmal darnach um. Der Hund sprang bellend herbei und wieder davon und wieder zurück. Eugny ward endlich aufmerksam, stand auf und ging einige Schritte vorwärts. Da erblickte er in der Tiefe vor der Schlucht eines Waldberges eine seiner Ziegen von einem Wolfe überfallen, der das arme Thier zerriß und verschlang.

Hastig griff Eugny nach seinem Stock und sprang von seinem Hunde begleitet, den Hügel herab, dem Räuber entgegen. Der Wolf entfloh; aber die Ziege war todt und zerfleischt. Mit Entsetzen stand der junge Hirt da; doch faßte er sie bald; er bedeckte das getödtete Thier mit dürrem Laub, Reisern und Steinen; ging wieder zu seiner Herde und trieb sie zur gewohnten Zeit heim; dann aber legte er seine Sonntagskleider an, machte aus dem Westen, was er hatte, seinen Bündel und wanderte, dem Jähzorn seines Herrn zu entkommen — davon.

Als dieser die Ziege vermifste, war Eugny schon längst über alle Berge. Olivier, zu dem die Kunde von seines Freundes Flucht

kam, war darüber untröstlich, und seine Thränen wurden von seinen Aeltern umsonst verlacht oder gescholten.

Nach einigen Tagen empfing Olivier durch einen Bauer von Romainmotier einen Brief. Eugny schrieb ihm das Schicksal der vom Wolfe zerrissenen Ziege; dann, daß er theils aus Furcht vor der Strafe, theils aus Ekel gegen das Hirtenleben, davon gelaufen sey, um sein besseres Glück zu suchen.

„Fürchte dich nicht,“ schrieb Eugny, „ich werde nicht verhungern. Ich habe arbeiten gelernt. Dein Messer hab' ich mit mir genommen. Ich will es Zeitlebens aufbewahren. Es erinnert mich immer an dich. Ich kann es noch nicht ohne Thränen sehen. Vielleicht finden wir uns im Kriege irgendwo wieder.“

Olivier sprang närrisch vor Freude umher, las Jedermann seines Eugny's Brief vor, und drückte ihn oft an das Herz. — Sehr zerstreute es ihn über seinen Verlust, daß nach einigen Monaten schon die Vorbereitungen zu seiner Abreise getroffen werden mußten. Es wurden Abschiedsbesuche in Romainmotier, in Bevaay, in Nyon bei Verwandten und Freunden des väterlichen Hauses gemacht. Man rüstete das Gepäck, und mit Ostern ging es nach Deutschland zur kaiserlichen Armee.

## 5.

Der junge Olivier, auf dessen Geist die Reise einen wirksamen bildenden Einfluß nahm, fand seinen Oheim erst in Wien, und dieser nahm ihn mit sich ins Ungarische Lager bei Preßburg. Hier fochten die Kaiserlichen unter dem Feldmarschall Gótz gegen Ra-

goczyn von Siebenbürgen, der das halbe Ungarn in Aufstand gebracht und sich mit den Schweden, die der tapfere Torstensohn anführte, vereinigt hatte. Es gab rauhe Tage, blutige Köpfe. Olivier war in die rechte Kriegsschule gekommen.

Der Oheim hatte wohl Anfangs etwas Mitleid mit dem Jünglinge; aber schon nach dem ersten Vierteljahre ließ er ihn ohne weiters, wie er es nannte, „Pulver riechen“; und nach dem ersten Feldzuge wurde Olivier wirklich als Lieutenant angestellt; denn er hatte sich als Cornet bei verschiedenen Gelegenheiten so brav, oft verwegen, betragen, daß er die Freude aller Soldaten geworden. Anfangs nannten sie ihn nur das Milchgesicht, hintennach aber den kleinen Teufel.

Ich möchte hier gar nicht die bunte und wilde Kriegsgeschichte des jungen Olivier beschreiben, wie er bald in Böhmen, bald in Schlessien, bald in Bayern übel haufen half. Das muß man indeß sagen, der junge Schweizer betrug sich mit altritterlichem Sinn überall; im Lager züchtig, mäßig, nüchtern; im Gefechte fröhlich und unerschrocken; streng gegen seine Untergebenen, viel strenger noch gegen sich selbst, gegen seine Obern voll blinden Gehorsams.

Dies half ihm im Dienste empor. Er ward in den Hauptstab des Feldherrn gezogen und blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege im kaiserlichen Heere angestellt. Unter dem Grafen von Haxfeld machte er den Feldzug in Pohlen gegen die Schweden mit, und hier führte er schon als Hauptmann ein Geschwader schwerer Reiterei an. Mit allen seinen Kriegsgefährten lebte er in bester Eintracht. Jeder hielt den jungen geistvollen Mann hoch.

## 6.

Es vergingen Jahre in so voller Thätigkeit, daß Olivier der glücklichen Kindheit, des Fischfanges an dem Flüsschen seiner Heimath und der kleinen Feldzüge mit seinem Eugny, wohl nimmer dachte. Da rief ihn ein Schreiben seiner Aeltern nach La Sarr az, seiner Heimath, zurück. Seine Schwester Marie sollte mit einem Offizier vermählt werden, über welchen weder seine Aeltern noch seine Schwester Näheres meldeten, als, „daß er in ihm einen lieben Freund und Kameraden finden werde.“

Olivier, auf der letzten Poststation vor La Sarr az angekommen, findet seine Mutter und Schwester in Begleitung eines Offiziers vor dem Posthause. Sie waren ihm die zwei Meilen entgegengefahren. Nachdem er seine Mutter feurig umarmt, seine Schwester geküßt hatte, stellt sich ihm der Bräutigam Mariens vor. „Himmel! Eugny!“ rief Olivier aus. „Ja! ich bin es,“ sagte dieser.

Die entzückten jungen Männer umarmten sich mit einer Innigkeit, als wollten sie auf immer zusammenwachsen. Ihre Lippen riefen nur gegenseitig ihre Namen, oder hingen an einander, als möchte Jeder die Seele des Andern in sich saugen.

## 7.

Erst, wie sie in der natürlichen Heimath mit den Bechern in der Hand bei Tische, einander gegenüber saßen, betrachteten sie sich mit zärtlichem Gefallen ruhiger. Da war nun unter den beiden Jugendgepielen des Fragens viel her und hin. Einer bewunderte den Andern, wie er so gewachsen, so männlich schön geworden. Nun wollte Jeder

wissen, wie alt der Andere sey. Es war leicht zu berechnen; denn es waren zehn volle Jahre, seit sie sich an dem Bache beim Fischfange, und dann das letzte Mahl am Steinbruche bei La Sarraz gesehen. Olivier mußte haarklein alle seine Abenteuer berichten. — Ach, welche großes Interesse haben die Erinnerungen an die Jahre der Kindheit und Jugend! —

Endlich erzählte auch Eugny, der bis jetzt nur immer fragen und hören wollte, seine Schicksale, wie sie hier folgen:

„Du weißt, Olivier! wie ich La Sarraz aus Furcht vor meinem grausamen Herrn verließ. Unterwegs, ich wußte selbst nicht, wohin ich wollte, war ich seelenvergnügt und unbekümmert um mein Schicksal. Ich war ja ein starker Bursche; man sah mir meine vierzehn Jahre kaum an. Arbeiten hatte ich gelernt und alle Wetter ertragen. An Leckerbissen war ich nicht gewohnt. Was brauchte ich viel, ich konnte mich durchschlagen. So war ich mit meinen paar Pfennigen reich.“

„Als ich mich — denn ich lief die ganze Nacht hindurch — im Mondschein hinsetzte, mein Brod zu verzehren, und ich dein Andenken, dein Messer, hervorzog, um das Brod zu schneiden, da weinte ich bitterlich. Denn nun erst warst du mir gegenwärtig; nun erst fühlte ich, was du mir warst, und was ich verloren und verlassen hatte.“

Bei diesen Worten zog Eugny das Taschenmesser mit der Perlmuttertschale hervor, hielt es seinem Freunde vor und sagte mit Rührung: „Siehst du, Olivier! — es lebt noch!“ Olivier sprang auf und küßte den Freund.

Eugny erzählte weiter: „Nun höre, als ich da saß und weinte, dachte ich, wie du nun als ein vornehmer junger Herr zur Armee gin-

gest, da sogleich Lieutenant wurdest; ich nur Troßjunge werden, höchstens zum Stallknecht oder gemeinen Soldaten vorrücken könnte. Das schmerzte mich. Ich machte allerlei Pläne: reich zu werden, Geld zu verdienen, und mich dann wohlgekleidet bei einem General zu melden. Ich träumte allerlei, und aus den Träumen ward zuletzt doch Etwas.“

„Ich kam nach Pontarlier. Hier nahm mich ein angesehenener Mann in seinen Dienst. Weil ich ihm gefiel, zog er mich aus dem Stall und vom Holzspalten nach wenigen Wochen in sein Wohnzimmer. Da, besser gekleidet, spielte ich erst seinen Aufwärter, und als er zufällig meine Handschrift bemerkte, machte er mich ohne weiters zu seinem Schreiber und Rechner. Ich empfing ein schönes Wochengeld. Frau und Kinder meines Herrn hatten mich lieb. Ich hätte sehr glücklich seyn können, und doch war ich es nicht. Die Thaten des großen Condé ließen mich nicht schlafen. Man erzählte in Pontarlier nur von seinen Siegen am Rhein. Ich las mit Begier alle Zeitungen, alle Flugblätter, Geschichtsbücher, alt und neu. Mein Herr hatte deren viele.“

„Früher als ich es beschlossen hatte, führte mich das Schicksal zur Armee. Ein Schlagfluß raubte meinem guten Herrn im Frühlinge 1645 das Leben. Die Witwe verabschiedete mich mit einem ansehnlichen Geschenk. — Nun schrieb ich meinen Geschwistern noch einmal, erzählte ihnen meine Glücksgeschichten, um sie zu beruhigen; bath sie noch einmal wegen meiner Flucht um Verzeihung; sandte meinem früheren Herrn, dem Hirten, eine reichliche Entschädigung für die vom Wolfe zerrissene Ziege, und faßte nun den festen Entschluß: im Kriege mein Heil zu versuchen.“

„Ich verließ Pontarlier und begab mich über Basel und den

Rein, Condés Heer aufzusuchen. Als ich bei den Vorposten der Franzosen erschien, verlangte ich, zum befehlhabenden Offizier geführt zu werden. Man brachte mich dahin; es war der Marquis Bellefonds.

„Was gibts, junger Mensch?“ fragte dieser mit barscher Stimme. „Ich sagte ihm ganz unbefangen: ich sey ein Schweizer von guter Familie, habe von meinem Vater aber nichts geerbt, als Muth und Ehrgefühl; ich wünsche als Freiwilliger unter den siegreichen Fahnen des Prinzen von Condé zu dienen, und hoffe, durch mein Betragen sein Wohlwollen zu erwerben.“

„Sey es, daß meine Jugend, oder die Art, wie ich alle die Fragen des Marquis beantwortete, oder mein schwärmerischer Ungestüm, Kriegsmann zu werden, den Marquis rührte; genug, nach einer langen Unterredung behielt er mich bei sich und versprach, mich zu versorgen. Ich empfing Degen und Kriegsröck und in der Kriegsschreiberei Anstellung als Freiwilliger.“

„Es gab täglich Gefechte. Ich fehlte dabei nicht. Marquis de Bellefonds gewann mich lieb. Er brauchte mich viel; ich mußte ihm überall folgen. Bald erfolgte die mörderische Schlacht bei Allersheim, in welcher der bayerische Feldherr Mercy selbst untkam. Da konnte ich mich trotz meiner Jugend meinem Gönner einmal zeigen. Als unsere Schaar im Begriffe war, die Flucht zu nehmen und der Kugelhagel mörderisch wüthete, der Fahmenträger sank, sprang ich vom Pferde; „„Teufel! wohin?““ rief Bellefonds. „Zum Sieg, oder Tod!“ schrie ich, ergriff die Fahne und ging vorwärts. Einige beherzte Soldaten, die ihre Fahne nicht verlieren oder sich von einem Jüngling nicht beschämen lassen wollten, folgten mir; diesen gingen Mehrere nach,

endlich eine ganze Compagnie, endlich links und rechts die Uebrigen, und wir drangen durch.“

„Du bist ein braver Junge,“ sagte der Marquis, als wir Feierabend hatten, und umarmte mich vor allen Soldaten. Ohne Zweifel hatte er mit dem Prinzen Condé von mir gesprochen; den folgenden Tag ward ich zum Prinzen berufen. Der Marquis und mehrere Obersten und Generale waren zugegen. Der Marquis stellte mich dem großen Helden vor. „Ach! sieh da!“ rief der Prinz, „ist das der Freiwillige von Bellefonds?“ Er lobte mich und ernannte mich zum Offizier. Man hieß mich seitdem nur den Freiwilligen von Bellefonds bei der Armee. Ich gab mir Mühe, dem Namen, der mich ehrte, Ehre zu bringen.

Nun war meine Bahn gebrochen. Nach dem Frieden in Deutschland diente mein Regiment in Flandern gegen die Spanier unter Turenne's Befehl. Ich errang bald die Ehre, dem Marschall bekannt und von ihm vorgezogen zu werden. So ging ich eine Offiziersstufe nach der andern durch, und jetzt bin ich Oberster; ein Glück, das ich bei meinen Jahren, bei meinen Verhältnissen kaum selbst begreife. Gott aber hat es gegeben; für Ihn, für mein Vaterland will ich streiten, siegen, sterben! Da hast du meine Geschichte.“

„Daß ich den lebhaften Drang fühlte, den Ort meiner Kindheit wieder zu sehen; daß ich deine Aeltern besuchte, um von dir Nachricht zu erhalten, kannst du leicht denken, und wie es nicht anders kommen konnte, als daß mich die Reize deiner lieben Schwester für ewig fesselten, — das mag dir Marie und der Schwur ewiger Liebe und Treue, die ich ihr geleistet, erklären.“ — Sie fielen sich neuerdings in

die Arme, jauchzten vor Freude, sich wiedergefunden zu haben, und priesen ihr Glück.

„Daraus kann man sehen,“ rief Olivier, „daß der Mensch alles erreichen kann, was er Gutes und Nützliches erstrebt, wenn er nur ernstlich will, und die Hände nicht in den Schooß sinken läßt.“

---

### Geduldig, thätig, unermüdet.

Der Meister zog in einer neuen Uhr  
 Zum ersten Mal die inn're Feder auf;  
 Da knirscht die Feder und mit Klagen nur  
 Zwingt sie die Räder zum gemessnen Lauf.  
 „Getrost!“ ermahnt ein Werk, das längst im Gange,  
 „Mit jeder Stunde mindert sich die Bürde!  
 „Beschwerden dauern nirgends allzulange,  
 „Sind Thätigkeit und Kraft des Dulders Bierde.“

\*

Ein Uhrwerk mag der arme Mensch auch seyn,  
 Ihn führt die Klag' ins düstre Leben ein;  
 Der große Meister ist der liebe Gott,  
 Den Federdruck macht Mißgeschick und Noth.  
 Doch muthig fort! das Leben steht nicht still,  
 Der Mensch kann Alles, was er redlich will;  
 Jedwedem Leid ist sichres End' beschieden,  
 Wer Morgens seufzt, ist Abends schon in Frieden!

---



August.

VIII.

August,  
der Erntemond.

\*

Sieh' die Garb', es kam die Erntezeit;  
 Denk' an sie bei Mißgeschick und Leid.  
 Was du duldest auf der Pilgerbahn,  
 Nur als Saat zur Ernte nimm es an.  
 Preiset sie, des Schöpfers Wunderwerke,  
 Preise seine Güte, Macht und Stärke!  
 Sieh, der West und Thau und Regen  
 Seiner Sonne mildes Licht,  
 Sind die Boten mit dem Segen —  
 Wen ergreift die Watergüte nicht!

In diesem Monate erreicht die Tageshize oft noch den höchsten Punkt, nimmt aber gegen Ende desselben schon bedeutend ab. Im Durchschnitt ist der August der heiterste Monat, und außer durch Gewitterregen, die schnell kommen und eine wohlthätige Abkühlung der Atmosphäre zurücklassen, wird der reine Himmel selten getrübt. — Reifes Frühobst lockt in Gärten, die Melonenzeit ist herangekommen, Gerste und Hafer sind schon in den ersten Tagen dieses Monats zur Reife gediehen; Pflirsche und Aprikosen zieren unsern Nachtsch. — Bei der irdischen Erntezeit, welche die Scheuern füllt, denkt der Fromme unwillkührlich

an den großen Erntetag jenseits. Die Singvögel schweigen, mehrere Gattungen derselben mausern sich schon gegen die Mitte dieses Monats. Die so genannten „Hundstage“ enden mit dem 23. August; der Tag ist schon um 2 Stunden kürzer. — Gegen Ende dieses Monats erscheinen die Birnen, Bohnen, Hollunderbeere auf unsern Märkten in Menge; Pflaumen und Nüsse reifen; Gabenspendend weilt die Priesterin Natur. Die Felderbestellung zur Wintersaat beschäftigt den Landmann; die Morgen- und Abenddämmerung nimmt rasch ab; die Rosenzeit endet; kühlere Nächte beginnen; die Nachtigall, der Pirol und der Storch verlassen unsere Gegend. Die Badezeit nähert sich ihrem Ende. — Der Sommer entflieht. — Am 1. August geht die Sonne um 4 Uhr 33 Minuten Morgens auf und um 7 Uhr 27 Minuten Abends unter.

Was der Dultler auch geopfert habe,  
 Ihn belebt ein gläubiges Gefühl;  
 Ernte ist des Säens letztes Ziel;  
 Meine Ernte reift einst über'm Grabe.

## Die edle Tochter.

Gemälde aus dem Leben, nach F. Starke.



Für den Landmann ist die Zeit der Ernte die erfreulichste im Jahre; sie ist die Zeit des Lohnes, der ihm für saure Mühe und Schweiß von der hundertfach vergeltenden Muttererde dargereicht wird. Alle seine Hoffnungen gründen sich auf diese merkwürdigen Tage des Jahres, und lauter Jubel durchschallt die Luft, wenn die scharfe Sense die goldene Saat zu Boden mäht und sie, in Garben gebunden, den wahren Schatz des betriebsamen Landmannes bildet. In allen Gegenden, wo Ackerbau fleißig und glücklich betrieben wird, machen die Erntetage eine fortlaufende Reihe von Festtagen aus; der reiche Grundbesitzer spart nichts, seine Arbeiter in guter Laune und frohem Muthe zu erhalten; er läßt sie in Wägen unter schallender Musik auf das Schnitterfeld führen; rüstige Bauernbursche feuern zur Bezeigung der öffentlichen Freude ihre Gewehre ab; Musik, selbst Tanz in den Erhohlungskunden und tüchtige schmackhafte Gerichte sollen nach vollbrachter Arbeit den Fleiß lohnen und die Mühe versüßen. Eine Menge neuer Ankömmlinge lagert sich zu dem Schnittergeschäfte in den blühenden Dörfern und Maierereien ein; es sind dieß die armen Gebirgsbewohner, welche ihre an Naturschönheiten so reichen, aber am Ertrage des Bodens so armen Höhlen verlassen und ihre Hände zum Schutte verdingen, um Theil zu nehmen an dem glücklichen Feste der Bewohner

der Niederungen und Ebenen, und um von dem erhaltenen Tagelohne Winter und Frühjahr über, in ihren einsamen kleinen Hütten am Gebirge zu zehren. So reichen Einheimische und Fremde sich brüderlich die Hände, und der Anblick so heiterer und geräuschvoller Thätigkeit erweckt in jedem reinen Herzen Gefühle, die zur Freude und Dankbarkeit stimmen.

In dem Bilde, welches wir zur Bezeichnung des Monates August verfertigen ließen, sieht man eine ganz nach der Natur verfertigte Erntescene. Eben ruhen die Schnitter von ihrem Tagwerke aus. Die Besitzerin des Feldes nimmt den abgeschnittenen Segen der Erde in Augenschein; ihre Kinder, frühzeitig zur Achtung des Fleißes und der Mühe gewöhnt, sind emsig beschäftigt, die von der Hitze des Tages und der anstrengenden Arbeit ganz ermüdeten Schnitter zu erquicken. Die Tochter des Hauses reicht einem lebenswürdigen Greise einen Trunk dar, während ihr jüngerer Bruder einen ganzen Korb Erwaren zur Stelle schafft. Mit welchem Appetite werden diese ihre Verzehrer finden! — O was gäbe mancher Städter darum, könnt' er diesen Hunger, diese Lust, ihn zu befriedigen, mit seinem schweren Gelde erkaufen. Aber Gesundheit, Heiterkeit und Lebensfreude entspringen nur aus tüchtiger Arbeit, und der Mühe allein folgt ihr sicherer Lohn auf der Ferse. — Das Erntezug um den Rahmen des Bildes, selbst die beiden Tauben, als die Sinnbilder der Eintracht, und der Kirchweihfestbaum vor der Hütte, als das Wahrzeichen hoher Freude, sind hier gleichfalls sehr sinnig angebracht.

Aber dieses Gemälde hat noch einen höheren Werth. Ich habe das Original auf dem Gute eines Edelmanns in Schlessen gefunden, dem

mich ein Schulfreund vorstellte und dessen Gunst zu erwerben ich im Kurzen das Glück hatte. — „Das Mädchen, welches Sie auf diesem Bilde hier sehen“, sagte er, als er den warmen Antheil, mit dem ich das Gemälde betrachtete, gewahrt hatte, „stellt meine Gattin in ihrer Kindheit vor. Deßhalb hat es für mich jenen besondern hohen Werth.“ — Mein Freund machte mir noch an demselben Tage, als wir nach der Mittagstafel im Garten lustwandelten, folgende erklärende Mittheilung, die in gewisser Beziehung zu dem Bilde stand, da sie das Mädchen, welches im kindlichen Alter einem ermüdeten Greise mit solcher Herzlichkeit den erquickenden Trank reicht, als herangereifte Tochter in der Ausübung ihrer kindlichen Pflicht schildert. Der Eindruck seiner Erzählung war auf mich um so lebhafter, da ich in der liebenswürdigen Gemalin des Guts Herrn den Gegenstand derselben erst vor Augen gehabt hatte. Doch ich lasse ihn selbst reden.

\*

„In Rodau, einem freundlichen Markte, ungefähr vier Stunden von hier, wird alljährlich nach der Getreide-Ernte nebst dem Kirchweih-Feste ein Jahrmarkt abgehalten. Bei solcher Gelegenheit sind, wie man weiß, alle Leute des Ortes und ihre Besucher besser, als gewöhnlich gekleidet; da gibt es geschäftsfreies Hin- und Herwandeln und Gedränge, vor den Buden lautes Getümmel und Geschwätz, eine Menge von Gaffern und wenige Käufer. Man bereitet sich Lust und Verdruß; es wird Vieles gesprochen, hinlänglich gegessen, und mehr als hinlänglich getrunken. In den Wirthsstuben treiben Schaaren von Bauern und Handwerkern, und zuletzt nicht selten verbindende Wundärzte ihr Wesen. Die Gemächer der Honoratioren aus den Landbewohnern sind

mit gepugten männlichen und weiblichen Gestalten, mit vielfachem Ge-  
rede und Erzählen, das aus mehreren kleinen Kreisen verworren durch-  
einander tönt, mit dem Geklapper von Tassen, dem Geklingel von  
Gläsern, mit lautem Rufen, schallendem Gelächter, Tabaksrauch und  
allerlei Scherzen erfüllt. So war es, wie überall zu ähnlicher Zeit,  
auch in Rodau.

Eine große Gesellschaft von Bekannten der Nachbarschaft, und un-  
ter ihnen selbst der Amtmann des Städtchens mit seiner Frau, hatten  
sich auf der Pfarre versammelt, weil man in dem verbauten Amtshause  
nicht so, wie hier, die Festlichkeit des Tages betrachten konnte. In dem  
Raum eines offenen Fensters sah die Frau des Amtmannes mit einigen  
Freundinnen und meinem Freunde Ritterstein (so hieß der Gutsherr,  
in dessen Garten wir wandelten), der damals kaum das 24. Lebensjahr  
zählte, auf die geräuschvollen Plätze hinab.

„Da kommt der Assessor Willing mit seiner Tochter; „das ist  
seltsam!“ rief eine der Hinabsehenden. Hastig blickte der junge Mann  
hin, erkannte sogleich, mit pochendem Herzen, die nur ein paarmal  
Gesehene, und hörte von den immer wiederholten Aeußerungen des  
Erstaunens über diese Ankunft, bis sich folgende Urtheile einmischten:  
„Das Mädchen ist hübsch, recht hübsch; aber Schade um ein schönes Ge-  
sicht, wenn man so ist, wie sie.“ — „Warum?““ fiel der Herr v.  
Ritterstein ein, „schön ist sie;“ — dann schwieg er verlegen.  
„O ja!“ erwiderte eine der Frauen, „ihr Wuchs ist unverbesserlich,  
und ihr Gesicht fein gebildet, nur etwas zu blaß. Das stete Sorgen,  
das unruhige Begehren und Darben, kurz: der kranke Geiz, wird  
wohl keine frische Farbe bei ihr aufkommen lassen.“

Der Jüngling erschrak. Die äußere Lieblichkeit Mariens, ihre milde bescheidene Sitte hatten den seit Kurzem zu dem Besiz des Landgutes, auf dem wir wandelten, gelangten jungen Mann so eingenommen, daß er sie sich zur Gattin wünschte. Wie mußte es ihn verwunden, das schon oft vernommene Urtheil von ihrer übertriebenen Kargheit durch eine Frau bestätigt zu hören, die er als geschwäßig und vorschnell, aber nicht als eine Verläumderin kannte. Wie litt sein Herz, als diese im Zuge der Rede so fortfuhr: „Kein Wort wollte ich sagen, weil man nicht immer wissen kann, ob nicht die häusliche Lage große Sparsamkeit nöthig mache, wenn nicht ihr guter alter Vater so sehr darunter litte! Der Mann hat eine einträgliche Stelle, das einzige Kind, und muß sich von der Mutter, und besonders von der Tochter, so sehr beschränken lassen! Sie geben ihm nie mehr, als wenige Groschen, in die Tasche, sie besuchen, außer wenigen vertrauten Bekannten, Niemanden, und lassen den Alten auch nirgends hin; kommen sie ja auch einmal zu einem Besuche, so bleiben sie nie zum Essen, um nicht wieder bewirthen zu dürfen. Wenn sich dann der Abend nähert, so ist des Drängens zum Weggehen, des Hererzählens Alles dessen, was zu Hause zu thun, kein Ende, bis der Vater Stock und Hut in die Hände genommen. Der alte Mann hat mich oft vom Herzen gedauert; man sieht es ihm an, wie er so gerne bliebe und an den Freuden eines besetzten Tisches mit Theil nähme, — aber er muß fort. Darum begreife ich nicht, wie er es heute durchgesezt hat, zum Kirchweih- und Jahrmaktsfeste zu kommen!“

Der junge Gutsherr versuchte, Manches zur Entschuldigung vorzubringen. „Nun! Sie sollen es selbst erfahren,“ bekam er zur Antwort.

„Willings Aufenthalt ist keine Stunde von hier; wir haben die längsten Tage, und die ganze Nacht hindurch Mondschein; — nach zehn Uhr Abends brauchen sie erst von hier aufzubrechen, — ja, wir wollen uns erbiethen, den Alten hinüber fahren zu lassen, und sie sollen sehen, ob die Tochter es zugibt, daß der Vater das Abendbrot mit uns esse.

„Aber heute soll sie, wenn es irgend möglich, ihren Willen nicht haben!“

Damit stand sie auf, rief ihren Mann zur Seite und flüsterte ihm Anschläge zu, die der Leichtsinrige empfänglich aufnahm und dann mit einigen Bekannten zur Reise brachte.

Gleich nachher kam der Assessor Willing mit seiner Tochter. Die sanfte Röthe, welche beim Anblick der zahlreichen Gesellschaft das Antlitz der Jungfrau übergoss, gab ihr unbeschreiblichen Reiz, und Niemand konnte umhin, ihre edle Gestalt, ihr sprechendes einnehmendes Auge, und die ganze Zartheit ihrer Bildung zu bewundern; indes der junge Gutsherr mit der innigsten Theilnahme an ihr hing. Aber je mehr man den Vater, der für einen häuslichen Dulder galt, mit Willkommen und Grüßen überhäufte, desto auffallender war die Kälte, mit welcher das Mädchen behandelt ward; wenige Erkundigungen, spärende Blicke, kurze Antworten fielen ihr zu.

Von Allen beinahe vernachlässigt, fand sie an dem Gutsherrn den Einzigen aus der Gesellschaft, der ihr mit Wärme entgegengekommen. Sie unterhielt ihn daher mit so lauterem Gefühle, mit so geradem Verstande, mit so treffendem Urtheil, daß ihn ihre Worte noch mehr bezauberten, als die Annehmlichkeit ihrer Geberden, in welchen er zu sei-

nem Troste keinen Zug zu entdecken vermochte, der eine Kälte, wie man sie im Geizigen findet, verrathen hätte.

Marie trat mit ihrem Vater, der sich eben näherte, zur Seite, und sagte ihm nicht laut, aber auch nicht verheimlichend, so, daß es Mehrere hörten: „Ich will die Bestellungen der Mutter verrichten; das wird wohl eine Stunde wegnehmen; dann wär' es etwa halb sieben, — und, nicht wahr, lieber, bester Vater, dann gehen wir gleich?“

Es wurden von den Umstehenden freundliche, dringende Einwendungen gemacht; kein Wort, kein Blick entging dem jungen Manne. Er wußte nicht, ob er mehr die Artigkeit und die vorbereitet scheinende Gewandtheit, womit sie viele begründete Entschuldigungen vortrug, oder die Ehrfurcht, mit welcher sie den Vater an unausschiebliche Geschäfte erinnerte, oder die merkliche Unruhe, mit welcher sie des Alten lächelndes und lüsteres Schweigen sah, oder ihre eigene sichtbare bekämpfte Unentschlossenheit, oder den gefaßten Sinn bewundern sollte, der immer sogleich wieder zurückkam, und mit welchem sie aus dem Hause ging.

Als sie entfernt war, begann der Amtmann, von einem schnell sich bildenden Kreise unterstützt, Willingen mit fast unwiderstehlichen Nöthigungen zu bestürmen. „Jetzt sind einmal lauter alte Freunde beisammen, die den Abend bei uns zubringen; wir hielten uns für verschmäht und beleidigt, wenn Sie Ihren Entschluß vollführten! wir Männer gehen auf das Amt voraus; die Frauen folgen gegen acht Uhr nach; es ist alles zur traulichen Bewirthung dort eingerichtet. Sie müssen ein Gläschen mit uns trinken; Sie dürfen nicht fort!“ Der Alte kräunte sich und ward widerlegt, lächelte und schwieg; ließ sich die Hän-

de schütteln und die Schulter klopfen, und ward von der Gesellschaft wie im Triumphe mit weggeführt. Nur der Gutsherr blieb bei den Frauen zurück, die sich an dem Gewühle nicht satt sehen konnten.

Zur bestimmten Zeit kam Marie wieder. Ihr sichtbares Erbleichen bei der Nachricht von der Entfernung ihres Vaters, ihre hastige Frage, ob er bald zurückkehren werde, die Angst mit welcher sie ihre Handschuhe rieb, manche Aeußerung, welche die Bekämpfung ihres Entschlusses, dem Vater nachzugehen, entdeckte, und ihr öfteres Hinausgehen und Forschen, ob er nicht etwa komme, erregte in manchen Gliedern der Gesellschaft eine kleine Schadenfreude. Der Gutsherr fragte nach dem Grunde ihrer Unruhe, und die Antwort zeigte, daß sie etwas verberg, so sehr auch ihr edles Benehmen bewies, daß sie von sich selbst nichts zu verbergen brauchte. Oft war sie vor der Hausthür gewesen; und als sie allmähliche Anstalten bemerkte, den Vorausgegangenen nachzugehen, eilte sie von Neuem hinaus. Der Jüngling folgt ihr von Ferne. Plötzlich sieht er sie todtenblaß mit empor gehobenem Haupte und zusammengeschlagenen Händen einen Schritt rückwärts wanken, und springt hinzu.

Sieh! da kommt auf der Straße ihr Vater herab — Welch' ein Anblick! wie tief gesunken unter der Hoheit menschlicher Selbstbeherrschung und unter der Würde seines Alters und Amtes — betrunken und taumelnd! — Von der fröhlichen Gesellschaft, die ihm fleißig zunicke, von dem köstlichen Weine und seiner kaum erdrückten Neigung zum Trunke verleitet, hatte er schnell und nicht mäßig genossen; dann in dunkler Erinnerung an die wartende Tochter unbemerkt das Zimmer

verlassen und den Weg nach der Pfarrwohnung genommen, auf welchem er erst die Macht des Rausches an sich empfand.

„Helfen Sie mir! O Gott! Sie haben es nun einmal gesehen!“ rief Marie, „es sind nur Wenige auf der Straße; ich sehe, Gott Lob! Niemanden aus unserer Gemeinde; ach! wenn es nur Keiner seiner Untergebenen erfährt! Stehen Sie mir bei, ihn sogleich und still in die Gartenlaube zu bringen.“

Entschlossen und leise geleitete sie den halbbewußtlosen Vater, mit dem Jünglinge auf die Bank der Laube. Diesem sagte sie, nach einer flehenden Bitte um schonende Abhaltung alles Zulaufes und um geräuschlose Beforgung eines Wagens dann, zwar weniger sanft aber nicht weniger liebenswürdig, als vorher:

„Da sehen Sie nun — ich habe ja die Vorwürfe mit eigenen Ohren gehört — meinen und meiner Mutter so schonungslos berührten Geiz! — Warum soll ich Ihnen verhehlen, was meine Besorgniß und die Bestätigung derselben Ihnen verrathen hat? Ein und der andere ähnliche Auftritt hat uns bewogen, größere Gesellschaft, so viel nur möglich, zu meiden, und den Vater durch die sorgsamste Pflege an sein Haus zu fesseln. Denken Sie aber darum — bei diesen Thränen bitte ich Sie, geben Sie mir die Hand darauf! — denken Sie nicht schlecht von meinem Vater! Er ist der redlichste, treueste, liebevollste Mann auf der Erde; nur im Wirbel der Freude, nur in fröhlicher Gesellschaft, vergißt er sich bei einem Glase Weines so leicht! Hierzu sein hohes Alter, das ihm die Kraft der Selbstbeherrschung raubt. Glau-

ben Sie mir, daß er diese seine Schwäche wohl selbst erkennt und mit der innigsten Liebe sich an die Mutter und mich schließt, die wir ihn bei der sorgsamsten Pflege, vor jedem Uebermaß im Trunke, welcher auf seine Gesundheit, seine Stellung und Ruhe so zerstörenden Einfluß hat, zu wahren vermögen.“

Der junge Mann erfüllte die Bitte auf das genaueste, erzählte Alles, mit Gesuch um ihren Wagen, an die Frau des Amtmannes, welche betroffen und mit heißer Inbrunst das verkannte Mädchen um Vergabung bath; bestellte die Kutsche an die Hinterthür der Pfarrwohnung und begleitete Vater und Tochter bis in ihr Dorf. Scham vor Marien und Bestürzung über die Schwäche, von welcher der Gutsherr Zeuge war, half den Rausch des Alten so weit zerstreuen, daß sich der ganze Zusammenhang der sorgenden Mutter entziehen ließ, und daß der Abend Allen noch sehr heiter ward.

Der junge Mann, welcher die Einladung, bei dem Assessor das Abendmal einzunehmen, freudig benützte, sah so wenig Spuren von niedriger Kargheit, bemerkte überall im Hause, so viele Ordnung, Anstand, und Würde, freute sich so innig des muntern und vernünftigen häuslichen Wirkens und so vieler Ergießungen eines edlen Sinnes, daß er am folgenden Morgen bei Mariens Aeltern um die Hand des trefflichen Mädchens ohne Bedenken zu werben beschloß. — Ein leises „Ja!“ der tugendhaften Tochter, ein mit nassen Augen ausgesprochener Segen der Mutter, eine herzliche Umarmung des Vaters, der sich, wie er sagte, keinen edleren Sohn wünschen konnte, knüpfte den, für ein schönes Leben geschlossenen glücklichen Bund.

Hier haben Sie die Geschichte des Mädchens, deren Bild, als Kind, Sie, auf dem Erntegemälde, und deren Original Sie in der schönen und liebenswürdigen Gattin meines Freundes gesehen; schloß mein Begleiter. — Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß beide die glücklichste Ehe führen! Von Mariens Aeltern lebt weder Vater noch Mutter mehr; — Der Grundbesitz, welchen Sie zum Theile auch auf dem Bilde sehen, kam als Aussteuer auf Marien über, und ihren Bruder, der bereits Hauptmann in dem königlichen Garde-Regimente und ein äußerst wackerer Mann ist, sollen Sie Morgen hier kennen lernen.

So sah ich denn auch aus dieser Mittheilung, daß Kinder, welche gegen ihre Aeltern Achtung und Liebe nicht außer Acht lassen, welche selbst deren Gebrechen und Altersschwächen den Augen der Welt verbergen und über die guten alten Aeltern, die ihnen in den Tagen der Kindheit so Vieles geopfert, mit rührender Dankbarkeit wachen, — daß solche Kinder in ihrer übrigen Laufbahn Glück und Segen haben. Gott lohnt alle guten Söhne, alle braven Töchter mit dem Uebermaße Seiner Gnade!

### **Regen, Sturm und Sonne spricht zu dir.**

Bei einem Gewitter im August.

So heiter lacht vom himmelblauen Throne  
 Im Perlen- und Demantenglanz die Sonne;  
 Da kommt ein Wölkchen auf dem Himmelsbogen  
 In Schlangenwindung leis herangezogen;

Und eine Wolke drängt die andre drauf  
 In Sturmesseile und im wüth'gen Lauf.  
 Die Flammenaugen schließt die Sonn' im Schreck,  
 Der Himmel wirft die Freudenkleider weg;  
 Drauf reiben, pressen sich die Wolkenheere,  
 Es dröhnt die Höh', es heben Berg und Wald;  
 Die Erde schwimmt im rothen Feuermeere,  
 Indes im Sturm der Donner wiederhallt. —  
 Nach solcher Scen' folgt stets derselbe Schluß:  
 Die Angst zieht sich zurück, der Schrecken weicht,  
 Die Wolke prallt zur Erd' im Regenguß,  
 Der Donner schweigt, der scheue Blitz entflucht;  
 Es weht der Freude siebenfärb'ge Fahn'  
 Der Sonne vor auf silberreiner Bahn.

\*

Sein Glückstern strahlt im Menschen eben so;  
 Und während im Genuße er noch froh,  
 Schleicht erst ein kleines Mißgeschick herbei  
 Mit hundertfält'gem Unglück in der Reih'.  
 Da stürmt's und tobt's auf seiner Lebensreise  
 Gerade so, wie zur Gewitterzeit.  
 „Nur los gestürmt!“ denkt ruhig sich der Weise,  
 „Blitz, Donner, Wolk — mehr nicht, ist irdisch Leid;  
 Verfolgung, Druck: wie Sturm und Sonnenwende —  
 Dasselbe Schauspiel und dasselbe Ende!



September.

## IX.

## September,

Herbstmonat, Obstmond.

\*

Du, lieber Herbst, du fröhlicher Geselle,  
 Sey uns gegrüßt mit deinen süßen Gaben!  
 Du gibst uns wieder doppelt reich zur Stelle,  
 Was wir dem Frühling anvertrauet haben.  
 Mit deinem milden Himmel, deiner Sonne,  
 Beutst du, ein zweiter Mai, uns gleiche Wonne;  
 Und starb in dir die Blüthenschar auch hin,  
 So ward dafür die Frucht uns zum Gewinn.

Der September verdient den Namen des reichen Monats. Die Bäume biethen alle Arten Obstes zur Auswahl dar; die Teiche ihre Fische, der Wald sein Wild, das Schaf seine Wolle, die Biene ihren Honig. Ueber und sogar unter der Erde wird Ernte gehalten; denn während man die gereiften Birnen und Äpfel von den Bäumen nimmt, wühlt der fleißige Landmann aus dem mütterlichen Schooße der Erde die Kartoffel aus. — Angenehm und heiter sind in der ersten Zeit des Septembers die Abende, wenn gleich die Dämmerung rasch an Kürze zunimmt. Schon machen sich die Schwalben auf die Reise,

die Grillen schweigen, und in der Hälfte des Monats färbt sich das Laub bereits. Turkeltauben, Bachstelzen, Thurmfalken, der Wiedehopf, die Rohrdrommel, die Schnepfen, später der Guckguck ziehen vor und kurz nach der Ankunft des Herbstes davon. Dieser tritt mit dem 23. September ein; und zur selben Zeit ist die Länge des Tages und der Nacht sich wieder vollkommen gleich. Nun aber fällt die Dauer des Tages schnell; der Landmann bestellt bereits die Wintersaat; und das ökonomische oder Wirthschaftsjahr beginnt mit dem letzten Tage dieses Monats. — Der September hat öfters die angenehmste Temperatur; seine erste Hälfte wird sehr richtig: „der kleine Mai“ genannt, so lieblich und heiter ist in ihm noch die Jahreszeit; er hat in der Regel wenig Regentage. Aber in der andern Hälfte weht schon so manchen Tag ein unsanfter und scharfer Wind über die öden Stoppelfelder. Nach der Herbst Tag- und Nachtgleiche neigt sich das Jahr allmählig dem eigentlichen Herbst, von Reifen und hierauf folgendem Blätterfall düster angekündigt, zu. Schnell ist dann der Uebergang von der Trockene zur Feuchtigkeit, von der Sommerwärme zur Herbstkühle. —

Am 1. September geht die Sonne um 5 Uhr 23 Minuten Morgens auf, und um 6 Uhr 37 Minuten Abends unter.

Wie die Blume, so schwindet der Glanz,  
Schwindet der Glitter im Ringeltanz;  
Eines nur bleibet im Sturm und Streit —  
Was wir dem Guten, der Jugend geweiht!



schen erfinderisch und zum ausbauernenden Fleiße geneigt macht. — Nachdem eine Leiter an den Baum befestigt worden, ließ er denselben mit Körben umstellen und sagte zu den jubelnden Kleinen: dieses edlen Baumes Frucht wird den ganzen Herbst und Winter über euer Wesperebrot bilden; erntet sie sorgsam ein und beweiset durch die Ausführung der kleinen Arbeit, die ihr in so muthiger Lust unternommen, daß Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Ausdauer euch nicht fremde Tugenden sind.“ „„Das wollen wir, das wollen wir!““ riefen die Kinder lustig. Julius, der älteste umarmte den guten Vater in seiner Festigkeit, die sanfte Mathilde küßte seine Hand und der kleine Otto Kar sprang, außer sich vor Freuden, um ihn herum, die Worte der Geschwister mit seiner hohen Diskantstimme oft wiederholend.

Als sich der Vater in sein Arbeitszimmer, von dessen Fenstern er das Treiben der Kinder beobachten konnte, zurückgezogen hatte, gingen diese an ihr Werk. Julius war husch auf der Leiter oben und pflückte in seinem Eifer die Äpfel so, daß mancher zu Boden fiel und der kleine Otto Kar, welcher das Geschäft, die gefallenen aufzulesen, über sich genommen hatte, reichlich zu thun bekam. Mathilde reichte theils Körbe dar, füllte diese sorgsam auf der Hausflur aus und fing auch mit ihrem Vortuche die herabfallende Ernte des rastlosen Bruders auf.

„Wie gut doch der liebe Gott ist,“ sagte sie, die volle Ernte anblickend und den Reichthum des Gartens an Birnen, Pflaumen und Melonen gewahrend, „wie er uns in demselben Augenblicke, wo die Blätter der Bäume sich färben und die Blumen langsam dahin sterben, Trost biethet und Segen.“

„Auch der Garten war fleißig!“ rief Julius ein andermal aus, „wie viele Früchte er zur Reife gebracht! laßt uns ruhig forternten, laßt uns in unserer Art und Weise seinen Fleiß nachahmen!“

Diese Worte fielen bei seinen Geschwistern auf keinen unfruchtbaren Boden; und als die Mittagsglocke erklang, befand sich der letzte Apfel schon an jener Stelle, wo er vor dem Froste des Winters und vor den feuchten Lüften des Herbstes verwahrt bleiben sollte. Lustig setzten sich die Kinder, nach dem andächtig verrichteten Tischgebete, zum Mittagessen und hatten dem Vater genug von ihren kleinen Beschwerden und großen Freuden zu erzählen.

„Aber was war es denn mit dem Hirtenjungen aus dem Dorfe, gegen den Julius so drohende Geberden machte, und der völlig aus dem Garten verjagt wurde,“ fragte der Vater plötzlich; „ich habe es von dem Fenster aus bemerkt und wünschte zu wissen, was er euch zu Leide gethan?“

„Ja, der drang in den Garten herein,“ sagte Julius, im Gesichte roth werdend, „und wollte ein Paar Äpfel nehmen. Wir aber, eingedenk deiner Ermahnung: sparsam zu seyn, gaben ihm keine und wiesen ihn fort von uns.“

„Da hattet ihr großes Unrecht,“ erwiederte der Vater mit ernstem Gesichte, „mein Mahnwort zur Sparsamkeit so zu verstehen. Ich wollte, daß ihr die Äpfel alle aufleset, daß ihr keinen auf dem Boden oder an den Ästen verfaulen laßet, daß ihr sie sorgsam und schonend behandelt; denn die gedrückte oder verletzte Frucht fängt bald zu modern an; aber es konnte mir nie einfallen, euch daran zu hindern, dem armen Jungen, der euch darum bath, von so reichem Segen eine kleine

Gabe zu gewähren. Das war nicht gut, nicht schön gehandelt!“ — sagte der Vater, blickte ernst vor sich hin und war das ganze Mittagmal hindurch einsylbig und fast traurig gestimmt; denn kein Fehler seiner Kinder konnte ihn so betrüben, wie der unbedeutendste, in dessen Grundlage er Härte des Herzens erblickte. Und solche kamen wohl äußerst selten vor; auch diesmal war bloß Unbedachtsamkeit und Unbesonnenheit in übergroßer Freude die Quelle davon.

Als das Tischgebet vollendet war, gingen die Kinder zu ihrem Vater mit Thränen in den Augen. Mathilde bath um Vergeltung für ihren Bruder Julius, und dieser both sich an, zur Vergütung einen ganzen Korb von Äpfeln zu dem Hirten des Dorfes zu tragen, damit der Junge am Abende bey seiner Zuhausekunft ihn vorfinde und sich ohne Groll gegen ihn zu Bette lege! Dieß stimmte auch Herrn v. Lindenstein um. Er lobte den Entschluß der Kinder und gewährte ihre Bitte.

„Ich will euch auch“ sprach er, von diesem Vorfalle hierzu angeleitet, eine Geschichte erzählen, die meinem Großvater begegnet und welche im Grunde die alleinige Ursache der Wohlhabenheit ist, in der ich mich befinde und die mir erlaubt, euch mit so großen Opfern erziehen und bilden zu lassen. Im Grunde war doch nur ein Apfel die Veranlassung seines Emporkommens; denn mein Großvater war, wie ich euch schon gesagt habe, ein Pächter in der Gegend von Straßburg, und nichts weniger als reich.

„Ein Apfel! ein Apfel!“ riefen die Kinder erstaunt, „O liebster, bester Vater! lassen Sie uns die Geschichte doch hören! — wir bitten, bitten Sie darum!“

Mein Großvater, fuhr Herr von Lindenstein fort, nachdem die Kinder Stühle um ihn gestellt und sich in größter Aufmerksamkeit niedergesetzt hatten, war der beste Mann auf dem Erdenrunde. Als ein Greis stand er fast allein in der Welt; denn mein Vater diente schon als Cornet in der Armee und die Großmutter war ihm in das bessere Leben vorausgegangen.

Er hatte zu seiner Pflege nur eine alte eifernde Verwandte, Margaretha genant, die ihn sehr liebte, für ihn und seine Bedürfnisse bestens sorgte, aber den ganzen lieben Tag über schmollte und brummte, so daß er sich an die ununterbrochenen häuslichen Gewitter endlich gewöhnte. Seine größte Freude bestand darin, Anderen Gutes zu thun. Von dem Ertrag eines Meierhofes und einigen fruchtbaren Gründen lebend, gab er wohl ein Drittel seines Einkommens für die Armen hin, und würde mehr gegeben haben, wenn Margarethens Sparsamkeit seiner gutmüthigen Freigebigkeit nicht fortwährend dornige Gränzzäune gesetzt hätte.

Wenn gleich gute Männer zu jeder Zeit Segen für die Menschheit sind, so waren sie doch zu meines Großvaters Zeiten für das von der ersten Revolution eben hart geprüfte Frankenland am nöthigsten. Bis an die Gränzen des sonst so friedliebenden Elsasses wüthete die Parteiwuth; der Bürgerkrieg breitete sich weiter und weiter aus, und die Schrecken des Kampfes der Brüder gegen Brüder auf Leben und Tod blieben auch diesem Lande nicht ferne. Uebel ging es den Königlichgesinnten. Von dem republikanischen Heere geschlagen und zerstreut, führten sie nur jenen bekannten kleinen Krieg in Bänden zu fünf oder zehn oder hundert, heute da oder dort, immer auf Leben oder Tod. Geächtet, ihrer

Güter beraubt, waren sie von Gesetzen, welche die Schreckensmänner eigenwillig geschmiedet, den Straßenräubern gleichgestellt, und irrten, an der Sache, welcher sie treu geblieben im Glücke wie im Unglücke, wohl verzweifelnd, aber doch die Rache nicht aufgebend, unstät und flüchtig im Lande umher. Sie unterstützten, war nach dem damaligen Stande der Dinge ein Verbrechen; aber es fanden sich in Frankreich immer noch einige Bürger, welche das Unglück mit der Gefahr ihres Lebens zu trösten und zu lindern geneigt waren. Unter diesen fragte auch mein Großvater nicht um die Parteien und ihren politischen Glauben; für ihn war es genug, hilfebedürftig und unglücklich zu seyn, um sein Mitgefühl und seine Unterstützung erwarten zu dürfen.

\*

An einem Septembertage befand er sich in seiner Gartenlaube und las, als ein Geräusch in dem einsamen Gebüsch seine Aufmerksamkeit von dem Buche ablenkte. Er sah durch die Lücke des Gartenzaunes einen starken, schön gebauten Mann schlüpfen, dessen Aeußeres verrieth, daß er zu einer der herumstreifenden Bande gehörte. Ein runder Hut mit einer kleinen Feder, ein Jagdrock von feinem Tuche, ein blinkendes Gewehr in der Hand, zeigten, daß er einst bessere Tage, als ihm die Gegenwart both, genossen habe. Er war vom Staube bedeckt, sein Gesicht kummer- und angstvoll. Mit Stierde sah er nach den reich beladenen Fruchtbäumen hinauf. Mein Großvater trat sogleich aus der Laube, ging dem sonderbaren Manne, der mit der, seinem Zustande eigenen Aengstlichkeit, an welche sich verzweifelnde Entschlossenheit knüpft, Miene machte, sein Leben zu vertheidigen.

„Fürchtet nichts,“ sagte mein Großvater, „ich bemerkte Euch in meinem Garten kaum, so war ich von dem Wunsche erfüllt, Euch nützlich zu seyn, so weit sich dieß mit der Menschlichkeit und meinen Bürgerpflichten vereint.“

„Ich bitte Euch bei der Barmherzigkeit des Erlösers um Nichts,“ sagte der Chouan (so nannte man die Glieder solcher Banden), „als um einen der Äpfel dieses Baumes; denn ich sterbe vor Hunger und Durst.“

Mein Großvater riß eilig mehrere der schönsten Äpfel vom Baume und reichte sie dem Manne, der wankend auf ihn zuschritt und die Früchte gierig verschlang. „Das ist eine schlechte Nahrung für Euch,“ sagte der Greis, „mein Abendbrod wird eben fertig seyn, und ist's Euch genehm, so theilt es mit mir. Ich frage nicht, wer ihr seyd: genug, daß Ihr hungert, und, wie es scheint, augenblicklicher Hilfe höchst nöthig habt.“

Wenn auch anfänglich unentschlossen, doch dem redlichen Gesichte meines guten Großvaters vertrauend, nahm er ohne viele Gegenrede, die für ihn so lockende Einladung an. Unterstützt von dem wohlthätigen Greise, denn Ermattung und Hunger hatten den starken Mann ganz erschöpft, ging er mit ihm in das Wohngebäude.

Margaretha machte große Augen, als sie meinen Großvater in solcher Gesellschaft sah, und Blicke schossen aus denselben, als dieser mit zusammengerafftem Muthe nach dem Abendbrode und einem zweiten Bedecke verlangte. „Wie es scheint,“ sagte sie voll zurückgehaltenen Grimmes, „so habt Ihr eine ganz sonderbare Gesellschaft geladen. Das Essen wird kaum hinreichen — und ich glaube“ —

„Da ist nichts zu glauben,“ erwiderte der Greis, „nur her mit dem, was du bereitet! denn sieh, liebe Margaretha! der Mann hungert und durstet.“

„Aber er sieht einem Räuber so ähnlich wie ein Ei dem andern,“ raunte ihm Margaretha ins Ohr; und das Betragen des Unbekannten rechtfertigte so ziemlich die Rede; denn mit ängstlichen Blicken hatte dieser in jeden Winkel des Gemaches gespäht und sein Gewehr nicht aus der Hand gelegt.

„Schweige,“ sagte mein Großvater, „ich bin nicht sein Richter, auch will ich nichts mit ihm, als der Pflicht genügen, die der Herr in seinen heiligen Gesetzen befohlen: Hungerige zu speisen; Durstige zu tränken; denn was ihr einem Dürftigen aus Euch gethan, das habt ihr an Mir selbst gethan.“

„Amen! Amen!“ rief Margaretha, von den Worten der heiligen Schrift ergriffen und ihres Unmuths vergessend. Sie lief nach der Küche und bald rauschte auf dem Tische eine volle Schüssel. Der Ankömmling aber ließ sich zum Essen nicht lange nöthigen, mit Gierde fiel er über die Speisen her, und mein guter Großvater, fast erschrocken, verwundert und wieder erfreut über den unglaublichen Appetit des sonderbaren Gastes, sah zu, wie ohne seine Mithilfe, die Schüssel sich leerte, das Brod verschwand, die große Flasche Weines, ja selbst das Wasser verfestigte.

\*

„Das muß man sagen, mein lieber Herr,“ fing der Gast endlich zu sprechen an, „Ihr seyd ein vortrefflicher Wirth! lang ist's mir nicht so wohl geworden!“ Seine Gesichtsfarbe hatte sich indessen wirklich ge-

bessert, in seinen Augen brannte ein wieder angefachtes Feuer, und die Unruhe in seinem Benehmen nahm mit der wachsenden Kraft des Körpers zu. Einige Mahl fuhr er mit schmerzhafter Regung nach dem linken Oberarme; und als mein Vater die Starrheit des Armes und der Hand bemerkte, fragte er, was für ein Schmerz ihn quälte? „Ich bin da verwundet,“ entgegnete der Mann ängstlich und ungewiß, bei dem geringsten Geräusch, das Margaretha absichtslos vor der Thür verursachte, nach dem Gewehre greifend und mehr als einmal den Hahn spannend. „„Verwundet? Unglücklicher!““ sagte mein Großvater voll Mitleid, „„laßt doch sehen, und legt einmal die Furcht ab; denn bei mir seyd Ihr sicher.““ Der Mann ließ sich bewegen auf so gutmüthige Zusprache, den weiten Rock abzulegen; und mein Großvater gewahrte in dem fleischigen Theile des Oberarmes eine Schußwunde. „„Da seyd Ihr schlimm zugerichtet,““ sprach er, „„Ihr habt in solchem Zustande der Ruhe und Pflege nöthig, und könnt heute nicht fort von hier!““ — „Das muß ich,“ redete der Mann von einem neuen Feuer ergriffen „und in wenig Minuten, gebt mir, edler Wirth, etwas Linnen!“ — „„Nun ich will Euch gerne verbinden,““ sagte der Greis, nach Oehl und Salbe laufend und dem Ungeduldigen mit zitternder, aber kunstfertiger Hand einen Verband anlegend. — „Gott lohn' es Euch!“ sprach der seltsame Gast. Geht mit mir wieder in den Garten, durch den ich zu Euch gekommen, und gebt mir zwei von den Aepfeln zum Rückwege mit, von jenen, die Ihr mir mit so menschenfreundlicher Liebe gewährt und die mir so sehr behagten. Ihr habt einen Unglücklichen, aber keinen Unwürdigen unterstützt! — — „Mein armer König! mein armes Vaterland!“ rief er noch auf der Hausflur.

Da vernahm man in des Dorfschens Nähe einen Schuß, und, wie vom elektrischen Schläge getroffen, sprang der seltsame Gast über den Zaun des Gartens und entchwand den Augen des menschenfreundlichen Wirthes.

\*

Bald ward es lauter in der Nähe des Dorfes; berittene Jäger sprengten durch dasselbe; Schüsse wurden gewechselt. Dann erfolgte Stille. Mein Großvater stand vor der Thür seines Hauses, in die Weite starrend und unruhig harrend, was da noch kommen werde, als vier Soldaten, einen Verwundeten führend, sich seiner Schwelle näherten. Der Greis erkannte in dem Verwundeten sogleich seinen Gast; er war von einem Säbelhiebe im Kopfe getroffen und ganz mit Blute übergoßen.

Als der Gefangene die Augen aufschlug, flog ein Strahl der Freude durch dieselben, den auch er kannte den Menschenfreund. „Ein Glas Wasser,“ lispelte er. „„Laßt mich doch seine Wunde verbinden,““ sagte der Greis zu den Soldaten. „Sterben muß er ohnedieß, ob auf der Guillotine oder an dem Säbelhieb, das ist wohl eins; denn dieser Royalist hat uns viel zu schaffen gemacht;“ gab einer der Soldaten zur Antwort, aber sie ließen den wohlthätigen Samaritanen gewähren, der die Wunde des Gefangenen wusch; dann ihm den zweiten Verband anlegte, während Margaretha auf seinen Befehl den Soldaten Wein und Brot vorsetzte. Einige unbewachte Augenblicke benützend, flüsterte der Gefangene seinem Wohlthäter die abgebrochenen Worte zu: „Um Gotteswillen siehe ich zu dir — Freund! Vater! — — außer dem

Dorfe im Hohlwege — mein unglückliches Weib — — meine armen Kinder!!“

Das war auch Alles, was Schmerz und Betäubung ihn sagen ließen. Eine Ohnmacht raubte ihm das Bewußtseyn, und in diesem Zustande ward er auf einen bald hergebrachten Vorspannwagen gelegt, den die Soldaten geleiteten, und weiter seinem Schicksale zugeführt.

Mein Großvater hatte, so tief ergriffen er auch war, nun nichts Eiligeres zu thun, als sich nach dem Hohlwege zu verfügen; denn die angelegentliche Bitte des Sterbenden hatte ihn auf ein Schauspiel vorbereitet, wo seine Mitwirkung nöthig; und er hatte bereits in seinem Inneren gelobt, sollte er einen Unglücklichen noch treffen, mit Rath und Hilfe nicht säumig zu seyn.

Er fand zu seinem Schrecken den Leichnam einer gut gekleideten Frau, deren Brust durch eine Kugel durchschossen war.

Indem er sich bemühte, zu erforschen, ob in der Geschiedenen noch etwas Leben vorhanden und sich überzeugte, daß sie schon vor einer Stunde ihre Seele ausgehaucht habe, hörte er in dem nahen Gebüsch ein Wimmern und Klagen. Er geht darauf los, und erblickt zwei Knaben, von welchen der Eine sieben, der Andere fünf Jahre zählen mochte, zusammen gekauert und an allen Gliedern zitternd. Es ließ sich nicht läugnen, dieß waren die Kinder seines unglücklichen Gastes, dessen edle Züge sie in ihrem Gesichte trugen. „Unsere Mutter todt — der Vater von Soldaten ermordet — die Freunde geflohen!“ — Diese einzelnen Worte brachte der Greis aus den weinenden Kindern. — Sie mit seiner sanften Stimme begütigend, nahm er sie in seine Arme, sah

nach der untergehenden Sonne empor und sprach feierlich: „Arme Waisen! ich will euer Vater seyn.“

\*

Es waren fünf Jahre verflossen; die Schreckens-Epoche in Frankreich war vorüber gerauscht; auf den zerstörten Trümmern des königlichen Thrones hatte sich ein Mann, ein Held, emporgeschwungen, Napoleon genannt. Er beherrschte als erster Consul das Land, und vor der Kraft seines eisernen Willens war die herrschende Zwietracht der Parteien gewichen; seine feste Hand hatte das fiebernde Reich zur Ruhe gebracht; und viele erfochtene Siege in der Nähe und Ferne hatten die Militärgewalt von Frankreich zur ersten Macht erhoben. Mein Großvater hatte inzwischen diese stürmische Zeit, in der Ruhe seines Gewissens ungestört durchgelebt. Den Grundsätzen eines Bürgers treu, hatte er sich ohne Murren dem herrschenden Gesetze gefügt; und so waren die Gefahren und all das Leid bei ihm vorübergegangen, ohne ihn verletzen zu können.

Der edle Greis saß an einem Nachmittage eben unter der Linde seines Hauses, zwei wackere Knaben an seiner Seite, mit ihnen die Bibel lesend und sich über Gegenstände der heiligen Religion so unterhaltend, daß aus der Aufmerksamkeit und innigen Hingebung der Kleinen, wie aus der herzlichsten Lehre des Greises, jeder geschlossen haben würde, die Kleinen seien seine lieblichen Enkel und die noch einzige Freude seines späten Alters: als ein Officier von hohem Range plötzlich vor ihn hintrat, den erschrockenen Alten umfaßte, dann die Kinder von ihren Sitzen aufriß und mit einer solchen Heftigkeit an seine Brust drückte,

daß sie laut aufschrieten und der Greis bald vor Schrecken zu Boden gesunken wäre. —

„Kennet ihr denn nicht jenen Gast, edler Mann! den Ihr mit der Gefahr euers Lebens bei Euch gespeiset, dessen Wunde Ihr gepflegt, den Ihr vom Tode gerettet! — Und an meinen Kindern! — Wer auf der Erde kann es vergelten, was eure Menschenliebe an diesen gethan?“

„Wie! ist es möglich? — Ihr? — seyd Ihr aus dem Grabe erstanden? — und in diesen Kleidern?“

„Meine Geschichte ist einfach,“ versetzte der General-Lieutenant von Belmont. „Als ich von Euch, schwer verwundet, gefangen weggeführt und in der nächsten Festung abgegeben worden, wurde mir der peinliche Prozeß gemacht. Aus einer guten Familie abstammend, durch meine Anhänglichkeit an das frühere Königshaus bewährt und ausgezeichnet, erschüttert von den Gräueln der Staatsumwälzung, welche in Paris vorgingen, war ich, von meinem Gute verjagt, einem Heere gefolgt, welches in der Vendée seinen kleinen Krieg anfänglich mit einigem Erfolge führte; endlich geschlagen und mit wenigen Getreuen abgeschnitten, vertheidigten wir vor euerm Dorfe unser Leben. Meine unglückliche Gattin, im Gehölze vor den Feinden verborgen, stürzte, als ich die Wunde empfing, mit Jammergeschrei und Verzweiflung unter unsere Verfolger, und sinkt von einer Kugel getroffen, vor meinen Augen zu Boden. — So viel Unglück rührte selbst meine Richter. Bevor sie das Todesurtheil auszusprechen gezwungen wurden, war die Schreckensherrschaft gestürzt, und eine mildere Ansicht mit milderer Gesetzen emporgekommen. — Von meiner Wunde geheilt, wurde ich begnadigt und zum Militärdienste in das südliche Frankreich abgeführt. Einem Manne, der so viel verloren, der

dem Tode so oft kühn in das Auge geschaut hatte, fehlte nichts als die Gelegenheit, seine Todesverachtung auf dem Felde zu zeigen. Diese gab es in den ersten Jahren der französischen Republik im Ueberflusse; und das Glück schien mir wenigstens zum Theile vergüten zu wollen, was es mir unwiderrusslich in seiner Lücke geraubt hatte. Ich stieg von Stufe zu Stufe, und so seht Ihr mich im Stande, Euch wenigstens den Willen unbegrenzter Dankbarkeit an den Tag zu legen. Ihr seyd Vater an meinen Kindern gewesen; ich war es an euerm einzigen Sohne. Er ist Oberst in meinem Regimente, und Morgen, so hoffe ich, liegt er gleichfalls in euern Armen. — Zur Erinnerung aber an den Apfel, mit dessen Geschenke Ihr mich zum Gaste geweiht, müßt Ihr ein Haus in Straßburg zum Geschenke von mir annehmen, das ich dort für Euch erkaufte und das den Schild führen soll: zum r o t h e n A p f e l.

„Das ist die Geschichte meines Großvaters“ sagte Herr von Linden-stein zu den hoch aufhorchenden Kindern. „Das meinem Großvater geschenkte Haus hatte einen bedeutenden Werth; seine gute Wirthschaft und meines Vaters Verdienste vermehrten dieses Vermögen. Und wir selbst wohnen ja noch in diesem Hause, das wir nur auf wenige Wochen verließen, um die Freuden des Landes mit jenen der Stadt zu vertauschen.“

Du siehst also, mein lieber Julius, daß die Gabe eines Apfels, oder vielmehr die einem Unglücklichen erwiesene Menschenfreundlichkeit und Liebe deinen Ahn zum Glücke erhoben und alle seine Nachkommen belohnt hat. Ich wünsche zwar nicht, daß du, indem du dem armen Hirtenjungen den Korb Apfel hinträgst, dieses in eigennütziger

Absicht thuest; denn dann wäre deine Menschenliebe Heuchelei, und aller Verachtung werth. Aber meine lieben Kinder! das dürft Ihr euch allerdings merken: daß keine gute Handlung hier schon auf Erden, und einstens dort unbelohnt bleibt.

Dem Guten mild, dem Schlechten ewig feind.

Des Scheidewassers denk, wie hell und scharf!  
 Mit dem nicht Feu'r, nicht Schwert sich messen darf.  
 Dein alt Geschmeide, kühn wirf es hinein,  
 Dann schwindet, was unedel und gemein.  
 Das Kupfer frist's in einem Augenblick,  
 Das falsche Zinn, in Asche fällt's zurück,  
 Der eitle Glanz zerfließt in grauen Moor,  
 Das Silber trauert selbst im schwarzen Flor.  
 Doch bleibt der losgebrannte Edelstein  
 Und allbezaubernd Gold, das engelrein,  
 In bitter strenger Fluth im tiefsten Frieden —  
 Vom Schlechten hat's das Edle nur geschieden.

\*

Dem Scheidewasser gleich, so scharf und rein,  
 Mögft du, mein Bruder, und wir Alle seyn!  
 Die Liebe, wo das Schlechte eingenistet,

Die Nachsicht, wo die Albernheit sich brüftet,  
 Die Güte, wo die Selbstsucht markt und trügt,  
 Der Glaube, wo die dumme Bosheit lügt: —  
 Dem Narren steht solch Zuckerkrum wohl an,  
 Doch ernst in ernstest Zeiten ist der Mann!



*October.*

## X.

## O c t o b e r,

## Weinmonat, oder Welkemonat.

\*

Vergänglichkeit, in diesem Mond gemalt,  
 Dich seh' ich in erschütternder Gewalt!  
 Der Freude Bild, die Blüthen, starben hin,  
 Es fiel des Blattes allbezaubernd Grün,  
 Die Sonne tritt im abgekürzten Lauf  
 Mit einem Trauerschleier weinend auf —  
 Wie schlimm ist doch auf dieser Erdenbahn  
 Das glaubensarme Menschenkind daran,  
 Das nicht den Lenz im Spätherbst hoffen kann!

In diesem Monate ist die Schattenseite größer, als die Lichtseite. Das rasche Dahinsterben der Flur, der schnelle und gänzliche Blätterfall, das Annähern der Natur zum Greisenalter; die Nebel, welche die Atmosphäre drücken und von der schwachen Sonne nicht bekämpft werden können, finstere Abende und Nächte, scharfe Winde — Alles dieses ist wenig geeignet, den Menschen im Freien zur Behaglichkeit und Freude zu stimmen. Aber die Lichtseite dieses Monats gibt demselben wieder ganz eigene Reize. Vorerst die Weinlese — eines der größten Feste für den Landbewohner; die Vereinigung der Städter zu

gesellschaftlichen Abendunterhaltungen; die Jagdzeit für Jagdliebhaber, die Großfischerei in den Teichen — Belustigungen, welche diesem Monate in den Augen vieler den Vorzug vor allen übrigen einräumen. Der Freund der Natur bemerkt im Laufe dieses Monats noch Flüge der Kraniche, Heerschneppen und Staare; er sieht die Zeitlose noch in der Blüthe; die Fliegen sterben schon in den ersten Tagen des Octobers gänzlich dahin, und bis in die Hälfte dieses Monats scheint die Insectenwelt verschwunden. Schon um den 8. bemerkt man eine bedeutende Erkältung der Atmosphäre. Geschäftig sieht man die Kirschner, die Glaser, die Lösser; die Fenster werden besser verwahrt, die Ofen zugerichtet, das Heizen beginnt. In der zweiten Woche dieses Monats fangen die meisten unserer Stubenvögel — viel später als ihre Brüder im Freien — zu mausern an. Das Rothkehlchen, die Feldlerche, die Meisen ziehen als die letzten unserer Sänger fort durch die laublosen Sträucher und Hecken. Der Winterschlaf mehrerer Thiere beginnt mit den letzten Tagen dieses Monats. — Am 1. October geht die Sonne um 6 Uhr 13 Minuten Morgens auf und um 5 Uhr 47 Minuten Abends unter.

Keimen, Wachsen, Reifen und Vergehen;  
 Ist das Los der irdischen Natur:  
 Doch das Sinkende wird neu erstehen,  
 Leben wechselt seine Formen nur.  
 Eine Blüthe, wird der Mensch geboren,  
 Eine Aehre soll er sterbend seyn,  
 Und selbst, dieser Erde unverloren,  
 Fallend noch — des Guten Samen streu'n.

## Der Wechsel des Glückes im Leben.



Sehr interessant und lehrreich ist es, den Wechsel des Geschickes der Lebenstage und Glücksumstände unter den Menschen zu beobachten; wie sie steigen und fallen, wie hier Quellen sich öffnen, und dort die reichsten versiegen, wie auf den Stolz die Demüthigung, und auf die Demüth die Gunst und Erhebung folgen. Wer in seinem Kreise nur den Raum von zwanzig Jahren durchblickt und in seiner Rückerinnerung die Menschen von früher und jetzt in wechselnden Bildern mit ihrem Stande, Haushalt und Schicksalen vor sich hintreten läßt: welche Veränderungen, welche reichen und inhaltschweren Erfahrungen! Bei solchen Betrachtungen erfährt uns zuerst eine Alles ausschließende Verwunderung; aber dem nachdenkenden Forscher entkeimt daraus Stoff in Fülle, um in diesen interessanten Veränderungen den Finger der strafenden oder lohnenden Vorsehung, den Arm, der schon auf Erden waltenden Gerechtigkeit zu gewahren. Man gelangt aus solchen ernstesten Beobachtungen nur immer zur Schlussfolge, daß es den Menschen auf Erden zum Ende immer so geht, wie sie's durch ihre Moral und ihre Gesinnungen, ihre Erziehung und ihren Fleiß, sich verdient haben. Nur der Blinde, welcher bloß nach dem Schein urtheilt, welchen äußerer Glitter besticht und der die Menschen zu wenig erfährt, kann die rächende Nemesis nicht gewahren, die schon auf der Erde jede Verschuldigung an der erhabenen Bestimmung des Menschen bestraft; kann den

Ursprung der Frucht des Glückes verkennen, die aus dem geringsten Samen des Guten, im Stillen gepflanzt, herangereift und zum Segen geworden ist.

Vorzüglich überraschend ist der Geschickswechsel, den man im Vergleiche des Jünglings = mit dem folgenden Mannesalter überall antreffen kann. Welche Veränderungen erwarten die aufstrebende, mit ihrer Ausbildung beschäftigte Jugend? Und gleich an Strenge wie an Gerechtigkeit sind die Erfolge, welche aus der Saat, die sie im frühen Alter gesäet haben, reiften! Wir sehen den reichen, übermüthigen, auf die irdischen Güter seiner Aeltern pochenden Studirenden nach einer Reihe von Jahren dürftig und hoffnungslos, durch eigene Schuld um Alles gebracht, was der Geiz und die Habsucht des Vaters für ihn zusammengesharrt, ihn ohne Glauben, ohne Kenntniß, ohne Zuversicht und Ergebung seinem gränzenlosen Elend unbetrauert erliegen; — wir sehen den Sohn armer und dürftiger Aeltern, der als Student von fremder Milde gelebt und durch alle Grade der Noth und Dürftigkeit sich durchgekämpft, im Mannesalter in Rang und Ehren, umstrahlt von der Sonne des Glückes und reich belohnt für wenige Jahre des Duldens und rastlosen Fleißes. So wird in andern Verhältnissen aus dem armen Lehrlinge ein vermögender Meister, aus dem streng gehaltenen Kaufmannsjungen ein reicher Handelsmann, nicht ohne Einfluß auf die industrielle Thätigkeit, auf den Erwerb von Tausenden im Vaterlande! Der Neidische, der Thor und der Kurzsichtige rufen dabei: „das Glück! das leidige Glück!“ Der aufksamere Beobachter aber findet, nach genauer Prüfung, wie nicht der Zufall, sondern Fleiß und Ausdauer im Guten, Energie und unverwandtes, unzersplittertes Ringen

der Kraft nach dem einmal vorgesezten Ziele solche Erfolge zu Stande gebracht.

Ich will aus meinen Wahrnehmungen dem Leser Eine zum Besten geben, die, wenn auch nicht den Reiz des Wunderbaren, doch jenen der Wahrheit für sich hat. Die hier erzählte Geschichte soll als Gemälde in zwei Abtheilungen, das erste mit der Ueberschrift 1810, das andere mit 1834 meinen jungen Lesern zur Lehre und Warnung vorgelegt werden. Wenn Sie, lieben Freunde, um zwanzig und einige Jahre älter sind, so werden Sie hierzu ohne Zweifel ähnliche Daten in Ihrer Rückerinnerung genug finden.

Möge Ihr einstiges Schicksal — ich wünsche es Ihnen Allen mit dem aufrichtigsten Herzen — einem Fortschritte im Wohlseyn und Glücke, und ja keinem Rückgange, oder gar einem schmerzlichen Falle gleichen! Nach guten Tagen drücken die schlimmen so sehr!

---

### 1810.

Frau von Blühdorn, die Witwe eines Commerzienrathes, war mit Allem, was die Bewunderung und auch den Neid gewöhnlicher Menschen erregen kann, reichlich beglückt. Ihr vor wenigen Jahren verstorbenen Gatte war mit einem Ranzen und zwei Thalern in's Land eingewandert; arm und dürstig, aber speculativ und unermüdet, hatte er einen kleinen Handel mit Schafwolle begonnen, die er im Hausirgeschäfte erst in Pfunden von Landleuten kaufte, sie selbst abholte, mühsam in die Residenz schleppte und an Wollenhändler wieder verkaufte,

dann aber mit Hilfe des gemachten Gewinnes von Herdebefizern contractmäßig, oft bevor sie an den Schafen zur Schur herangewachsen war, zu erstehen, und im Großen zu beziehen vermochte. Eiserne Geduld, eine unvergleichliche Fügsamkeit in die Menschen und ihre Launen, verbunden mit der größten Sparsamkeit und einem wohl berechnenden Blick in die Zeitverhältnisse, einer Seits — Pünktlichkeit, Treue im Wort, Solidität im Geschäft, anderer Seits, hatten seine Unternehmungen mit reißender Schnelligkeit vergrößert, und ihm endlich zu einem Reichthum verholfen, der ihn den ersten Handelsleuten des Landes gewichtig zur Seitestellte. Einem glücklichen Ereignisse folgte das andere; Die Zeitverhältnisse, welche der Banquier Blühdorn zu seinem Vortheile zu benutzen verstand, thaten das Uebrige, und so schätzte man ihn bereits auf ein Paar Millionen. Er wußte das, was ihm an glänzenden Verbindungen seines Ursprungs willen fehlte, durch eine angesehene Heirath zu ersetzen, den Titel eines Commerzienrathes, ja durch Verdienste um das Handelswesen seines Landes, den Adel sich zu erwerben; und mit diesem Allen seinem Hause einen Glanz zu verleihen, welcher in der deutschen Residenz Aufsehen machte.

Wenn sich auch in seinen Verhältnissen Vieles geändert, so blieb der Banquier Blühdorn, in seinem persönlichen Charakter, wie er's von Jugend auf gewohnt worden war: fleißig, thätig, sparsam, umsichtig, redlich. Während er den Armen der Stadt Tausend Gulden schenkte, würde er seinen Comis augenblicklich entlassen haben, wenn er durch Fahrlässigkeit ihm eines Groschen am Werthe Nachtheil zugezogen hätte. Sein häusliches Glück war auch durch die Geburt eines Sohnes vermehrt, der mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit und Sorgfalt erzogen

und als die höchste Glückseligkeit seiner Aeltern von Allem, was mit dem Hause in der leisesten Berührung stand, sich einer Behandlung erfreute, welche unwillkürlich an den Götzendienst der heidnischen Zeit erinnerte. Sein Gemach mit Spiegelwänden und den feinsten Meubles geziert, seine Wiege mit Silber beschlagen, drei bis vier Wartemädchen zu seinem Befehle; und wenn er schrie, das ganze Haus, Vater, Mutter, Bediente, das Comptoir selbst in aufrührerischer Dienstbesessenheit, — dieß machte die Glanzepoche der Kindheit des einzigen Sproßlings aus, für dessen körperliches Wohl, mit Ausschließung des geistigen, die Mutter so zärtlich sorgte, daß er im achten Lebensjahre, als sein Vater starb, noch nicht zu lesen verstand.

Als er, zwar gesund und stark am Körper, aber schwach am Geiste und leer im Herzen, zwölf Jahre alt geworden war, verließ ein Hofmeister um den andern das Haus. Frau von Blühdorn, müde ihrer Beschwerden und Klagen, beschließt endlich, nun einen Hauslehrer zu sich zu nehmen, und ersucht einen befreundeten Schulvorsteher, ihr zu diesem Behuf einen duldsamen, recht dürftigen, aber im Lehrfach geübten Studirenden von der Hoffschule zuzuweisen. Die Commerzienrätin hatte in diesem Punkte dem Spekulationsgeiste ihres Gemals keine Schande gemacht. Wie glänzend auch ihr Haus geführt wurde, wenn gleich ihr Png allein Tausende im Jahre kostete, wenn gleich die Livree ihrer Diener, die Pracht der Equipagen, Tafel und Abendgesellschaften, viel prächtiger seit dem Tode ihres Gatten, große Summen verschlagen: so war sie in dem Punkte der Erziehung ihres Augapfels für eine Sparsamkeit, die der ersten Epoche ihres Wolle kaufenden Mannes alle Ehre gemacht hätte, eingenommen. Sie wünschte einen dürftigen Jüngling zum Führer

ihres Söhnchens, um mit ihm willkürlich befehlen und — ihm, für die große Plage und Mühe, ja recht wenig zahlen zu dürfen.

Carl Rapp hieß der junge Mensch, ein Rechtsbesessener an der Hochschule, welcher das Glück hatte, von der Frau Commerzienrätthin in Gnaden für die Leitung des Söhnleins aufgenommen zu werden. Weder die stolze und entwürdigende Aufnahme, noch die Anmaßung und Ausgelassenheit des Zögling's, weder die Geringsfügigkeit der angetragenen Vergütung seiner Mühe, noch die Hoffnungslosigkeit des Erfolges seiner Bestrebungen, konnten den von der Armuth bedrängten jungen Mann abhalten, in das irdische Fegeseuer zu gehen, indem er die Leitung des, im Grund und Boden verdorbenen Knaben übernahm. Er gelobte sich dabei, Alles anzuwenden, um das möglichst Gute zu fördern und redlich im Drang und Sturm zu bestehen. In Elend und Kummer hatte er seine Studienjahre bisher durchgebracht, von der Mildthätigkeit guter Menschen früher gelebt und später sich durch Stundengeben eine äußerst kärgliche Existenz verschafft. Seine Studien vollenden zu können, ohne mit Nahrungsforgen zu kämpfen, dieß dünkte ihm Ersatz genug für Kränkung und Mühe. Die Commerzienrätthin hieß ihn einen Vertrag unterzeichnen, in welchem er sich verbindlich erklärte, fünf Jahre den Unterricht ihres Sohnes und seine Erziehung als Hauslehrer auf sich zu nehmen.

Schon im zweiten Tage nach angetretenem Berufe fand er Gelegenheit, diese eingegangene Verpflichtung zu bereuen, aber er war redlich genug, eine einmal gegebene Zusage unter allen Umständen für heilig zu halten. Das Betragen der Commerzienrätthin gegen ihn stand in demselben Verhältnisse, wie gegen den untersten Diener im Hause; diese, besser besoldet und gekleidet, als der arme Herr Rapp, suchten sich

dafür, daß er sich von ihnen ferne hielt, zu rächen, indem sie ihn zur Zielscheibe ihres Spottes, ihren Intriquen und Verläumdungen machten. Dinge, die schwer zu ertragen sind, welche aber der an's Dulden gewöhnte Herr Rapp mit weniger Schmerz überwand, als die gänzliche Verdorbenheit seines Zögling's, bei dem weder die Sprache der Liebe, noch des Ernstes fruchtete. Die Schwäche seiner Mutter kennend, vereitelte er alle Bemühungen des braven Lehrers. „Ich bin reich,“ sagte er zu diesen, „ich habe es nicht nöthig, wie andere arme Schlucker, mich mit Büchern zu quälen! Wenn Sie fleißig die Rechte studieren, so thun Sie für Ihren Theil wohl daran; denn ich kann Sie einmal auf meinem Gute als Verwalter anstellen.“

Aus dieser einzigen Rede läßt sich beurtheilen, wie weit es mit dem jungen Blühdorn gekommen war. Zwei lange Jahre versuchte Herr Rapp nichts destoweniger Alles, andere Gesinnungen und Ansichten in dem verwahrloseten Jüngling empor zu bringen; aber alle seine Mühe blieb vergebens. Kränkung und Kummer darüber hatte seine Gesundheit erschüttert, und er wäre vielleicht seiner traurigen Lage erlegen, wenn ihn nicht die Bosheit des Zögling's daraus befreit hätte.

Herr Rapp ahndete ein Vergehen seines Zögling's, bei dessen Wiederholung sich Eigensinn und Herzlosigkeit im hohen Grade zeigten, mit Strenge und Festigkeit. Der junge Blühdorn erhob gegen seinen Lehrer ein Zetterschrei, daß die Dienerschaft, und endlich die Mutter in das Gemach stürzte. Ohne seinen Lehrer zu Worte kommen zu lassen, schrie ohne langes Besinnen der junge Bösewicht, zur schändlichen und gut berechneten Lüge die Zuflucht nehmend: „Stellen Sie sich vor, Mama, Herr Rapp hat Sie eine häßliche Person, eine

tolle Putznärrin gescholten! und als ich ihm widersprach, und seinen Schimpfreden Widerstand leistete, da hat er's gewagt nach mir — zu schlagen.“

Napp war über die Frechheit und boshafte Lüge des Bögling's so betreten und erstarrt, daß seine Bemühung, Worte zu finden, vergeblich gewesen wäre, wenn ihm auch die vor Zorn und Wuth grün und blau gewordene Commerzienrätthin dazu Zeit gelassen hätte. „Weiset den Menschen sogleich aus dem Hause,“ rief sie den Dienern zu und sorgt mir, daß er sich vor meinen Augen nimmermehr blicken lasse.“

So war Herr Napp nach kurzer Justiz entlassen. Die Versuche, der Commerzienrätthin seine Vertheidigung schriftlich zukommen zu lassen, hatten keinen Erfolg; er erhielt nicht einmahl ein Zeugniß über seine Dienstleistung, und mußte an mehreren Orten vernehmen, wie man im Hause der Commerzienrätthin hart und lieblos ihn abgeurtheilt habe. Das geschah vor Beginn des Schuljahres im October 1810 auf dem, hart an der Residenz liegenden Gute der Commerzienrätthin von Blühdorn.

---

## 1834.

Wir überspringen nun einen Zeitraum von vollen vier und zwanzig Jahren. Die Scene spielt an demselben Tage des Octobermonats und an demselben Orte. In dem, diesem Monate beigefügten Bildnisse erblicken wir die üppigen Weingebirge vor dem Schlosse, in welchen, als dem Eigenthume des Schloßherrn, eben das Lesefest gefeiert wird. Die Familie des Gutbesizers, ein hübscher Knabe und zwei liebenswürdige Mädchen, freuen sich des Festes, während man in den üppigen

Rebhügeln, Winzer und Winzerinnen in voller Arbeit sieht. Dieser Anblick ist sehr geeignet, eine passende Vorstellung von dem Reichthume und der Annehmlichkeit des Gutes zu erwecken, auf dessen ökonomische Verbesserung der Commerzienrath v. Blühdorn so Vieles verwendet und auf welchem seine Witwe so glänzende Feste für die nahen Städter veranstaltet hatte. Frau v. Blühdorn war indessen gestorben. In der Lage dieser Familie hatte sich viel verändert: Die Commerzienrätthin hatte schon das Vermögen ihres Mannes sehr verringert. — Das Gut, der Stolz und die Freude der Blühdorn'schen Familie, hatte — in Folge verschiedener Ereignisse — einen anderen Besitzer erhalten, den Tribunalpräsidenten der Justiz, einen im ganzen Lande geachteten Mann.

Diesem meldet eben der Gerichtsverwalter, daß er einen Wagaubunden aufgegriffen, der ihm um so verdächtiger schein, da er durchaus weder seinen Namen, noch seinen Aufenthalt angeben wolle. Der Präsident, welcher bei dem Winzerfeste auf seinem Gute nicht gerne einen Trauernenden gesehen hätte, befiehlt, daß ihm der Gefangene vorgestellt werde. Ein elend aussehender, kränklicher Mann, in zerlumpten Kleidern, voll Staub, in seinen Mienen zerstört, tritt vor ihn hin, bittend, der Gnade gewürdigt zu werden, mit dem Herrn Präsidenten allein sprechen zu dürfen.

„Wer sind Sie!“ sagt der Gutsherr, als der Verwalter auf seinen Wink abgetreten war. „Sprechen Sie offen und erwarten Sie von mir Alles, was Menschenfreundlichkeit gewähren kann und das Gesetz zu gewähren erlaubt.“

„Ich heiße Blühdorn,“ stottert der Gefangene, „ich war Erbe und einst Besitzer dieses Gutes —“

„Sie, mein ehemaliger Bögling!“ rief der, mittlerweile zum Präsidenten emporgestiegene Edle v. Rapp, mit einem Ehrenkreuze auf der reblichen Brust, und dem Adel, wie vor seinem Namen, so in seinem Herzen.

„Welch ein Wechsel irdischen Glückes!“ ruft der unglückliche Mann, mit großen Thränen in den Augen, „Sie wissen es, wie das Vermögen meines Vaters durch die Lebensweise meiner armen Mutter, und noch mehr durch meinen Leichtsinn und meine Unwissenheit zu Grunde gegangen. Nachdem ich meine Jugendjahre ganz fruchtlos verloren und in den Besitz meines Vermögens gekommen, that ich nicht weniger, als alle junge Leute thun werden, die, ohne Religion, ohne Kenntnisse, ohne Gewohnheit zur Arbeit und regelmäßigen Beschäftigung erzogen, plötzlich Herren großer Summen werden. — Wie Alles verflog — diese Schnelligkeit und Windeseile begreife ich jetzt noch nicht; ich weiß nur, daß ein Conkurs meiner Gläubiger einbrach, daß ich darauf außer Landes floh, und daß endlich meine höchste Armuth und Noth, in der ich keinen Gläubiger mehr zu fürchten habe, mich hierher zurückgebracht hat. Da man mich nirgends dulden will, bin ich auf den Ort zurückgekehrt, an dem ich geboren worden, und wo man mich wenigstens sterben lassen muß. Mein Herr Präsident! Sie, der Sie durch Fleiß, Geschicklichkeit und Talente errungen, was ich durch das Gegentheil Ihrer Tugenden unglücklicher Weise verloren, retten Sie einen Beklagenswürdigen vom Hungertode; thun Sie dem Guten, der Ihnen vor mehr als zwanzig Jahren Uebles gethan!“

\*

So weit diese lehrreiche Scene, welche, die erdichteten Namen abgerechnet, reine Wahrheit ist. Blühdorn ward in der Kanzlei des Gutsherrn untergebracht und von demselben mit wahrer Nachsicht und schonender Milde behandelt. Das Unglück und die Noth, die besten Lehrmeisterinnen der Menschen, hatten ihn wenigstens so weit gebracht, daß er seine Fehler erkannte, und jenen Mangel von Kenntnissen, der ihm selbst in seiner neuen, sehr untergeordneten Stellung oft sehr schmerzlich fühlbar wurde, aufrichtig beklagte. Seine Gegenwart auf dem Gute war für die Kinder des Präsidenten eine täglich vor sie hintretende Lehre, und er selbst bath oft den Sohn, oft die Töchter seines Gebietbers und Wohlthäters, doch um des Himmelswillen an seinem Gesichte ein warnendes Beispiel zu nehmen und die flüchtige Zeit der Jugend wohl zu benützen. „Wie Sie,“ sagte er oft mit nassem Blicke zu dem talentvollen Sohn des Präsidenten, „war auch ich einst, als der Erbe des Gutes, von Allen auf den Händen getragen. O nichts, nichts ist wandelbarer als irdisches Glück! und nur von uns allein, von unserem Wissen, von der Anwendung unserer Kenntnisse, von unserer Thätigkeit und Umsicht hängt es ab, das uns überkommene Glück zu erhalten und das fehlende zu gewinnen. Ihr Herr Vater und ich — wir sind ein lebendes Beispiel davon!“

---

Am Tage Müh', am Abend heitres Glück.

Ein Landmann, der vor Sonnenaufgang schon  
In Arbeit ging für kargen Tageslohn,

siden  
redli  
Herj  
Mar  
Wer  
und  
de g  
in d  
alle  
ohne  
plöb  
Sch  
daß  
des  
fein  
hat.  
kehr  
ben  
schic  
Zug  
dige  
als

Des Morgens Reif, des Mittags Hitze trug  
 Kehrt Abends heim mit heiterm Mienezug,  
 Zufrieden strecket er die müden Glieder  
 Auf's moosbestreute, weiche Lager nieder —  
 Und, Müßiggänger, blick' den Schläfer an,  
 Wer ist es, der beglückter ruhen kann?  
 Ist deiner düstern Nacht derselbe Frieden  
 Und deinem Geist ein gleiches Glück beschieden?  
 Es gäb' wohl Mancher Mittag und den Morgen,  
 Dünkt mir, schien' ihm der Abend ohne Sorgen!

\*

Ein Tag, den uns die Vorsehung gegeben  
 Gleicht wohl des Pilgers ganzem Erdenleben.  
 Trag' also in dem Weingebirg des Herrn,  
 O Waller! deine Tageslasten gern.  
 Der Morgen weicht, die Mittagshitze sinkt,  
 Und wenn des Lebens heitrer Abend winkt —  
 Für kurzes Müß'n der ew'gen Ruhe Freuden —  
 Wie Mancher wird dich um dein Glück beneiden!



November.

## XI.

## N o v e m b e r,

Wintermonat, Nebel- oder Friermond.

\*

Sieh', die Sonne flieht aus unserm Kreis,  
 Unbelaubt steht Baum und dürres Reis,  
 Kurz der Tag und lange wird die Nacht,  
 So fühlt auch Natur des Alters Macht!  
 Ach! des Berges Haupt deckt weißes Haar,  
 Frostig weht 's durch seine Hügelhaar;  
 O wie traurig klänge solche Zeit,  
 Mahnt' sie nicht an die Unsterblichkeit!  
     Steigt die Sonn' hinab,  
     Denk' an Tod und Grab;  
     Ist sie neu zu seh'n,  
     Denk' ans Aufersteh'n!

Der Herbst liegt in diesem Monate in seinen letzten Zügen. Dede und leer sind die Felder, Nebel und regnerische Tage machen den verkürzten Sonnenkreis noch düsterer, als er seiner Lage nach ist. Finster sind die Nächte, die Pulse der organischen Natur stocken, ihr Leben scheint mit dem letzten Tage dieses Monats beendat. Aus Norden sehen wir viele Entenarten, aus unseren Wäldern die Drosseln und Seidenschwänze, die Schneemeise und andere Gattungen der spätern Zugvögel ziehen. Die Wildgänse erscheinen auf dem Horizonte in Früh- und Abendstun-

den, in ihrer Dreieckform fliegend, eilig das Weite suchend. Dafür nahen die Bothen des Winters, die Krähen und Raben, oft in Zügen zu vielen Hunderten. — Auf dem Lande zeigt sich in Scheuern und Spinnstuben große Thätigkeit. Alles zieht sich in die Stuben zurück; jedes Hausthier ist im Stall, oder Nest und Hürde. Füchse, Wiesel und Iltis schleichen sich in die Hühnerställe, da ihre Nahrung im Freien versiegt. — In den Städten beginnen Abendgesellschaften, Lese-, Spiel- und Bühnen-Unterhaltungen. Um den traurigen Anblick, den die Natur gewährt, zu vergessen, sucht man im häuslichen Kreise, mit mehr oder weniger Erfolg, Zerstreuung und Vergnügen. Den Freund der Jagd ergötzt in der ersten Hälfte dieses Monats die Treib- und Lust-, die höhere und niedere Jagd. — Am 1. November geht die Sonne um 7 Uhr 8 Minuten Morgens auf, und um 4 Uhr 52 Minuten Abends unter.

Hoffe, Pilger! stetes Hoffen  
 Klärt die Nacht, der Gram versinkt;  
 Oben steht der Himmel offen,  
 Und die Aetherkrone winkt.



gilt gegen den eben erhaschten Distelfink der große portugiesische Diamant? Gewiß hat Napoleon in dem Augenblicke, als er die Kaiserkrone aufs Haupt gedrückt, jenes Gefühl des höchsten Entzückens nicht empfunden, das ein Knabe empfindet, wenn die erste durch ihn berückte Kohlmeise in seiner freudig zitternden Hand sich vergebens sträubt!

Ich weiß es noch wohl aus meinen Kinderjahren, welche Freuden mir diese Unterhaltung gewährte. Sie war der Lohn für den Fleiß zehn langer Monate, die ich auf dem Gymnasio in Arbeit und Mühe zugebracht. Von meinem guten Vater belehrt und bei diesem Vergnügen unterstützt, war ich mit dem ersten Schrei des Hahnes schon auf den Beinen. Mein Morgenbrot in der Tasche, mit Lockvögeln und Spindeln besetzt, zog ich, in der Gesellschaft eines Mitschülers oder meiner Geschwister, dem Fangplatze zu; bald ertönte mein Meisenpfeifchen, bald schlugen die Lockvögel an, bald vernahm ich in weiter Ferne, dann näher und näher die Töne eines, zweier, zwanzig, ja auch hundert von Zugvögeln — und wenn sie dann hereinbrachen, wenn ihr wunderschönes Gefieder in der aufgehenden Sonne sich spiegelte, wenn von ihrem Gesange das Thal wiederhallte, wenn in solchem Augenblicke selbst Laub und Zweig in Bewegung gerieth — ohne Athem den starren Blick auf den verhängnißvollen Platz gewandt, tausend Schlingen mir wünschend, um die kostbare Beute auf die Kolben und Spindel zu ziehen; — und wenn dann Eine hing, wenn die Zweite das Loos ihres Gefährten theilte — die Hast, die Freude, das Entzücken über den Gewinn!!

So besteht das Glück des Menschen in seiner Einbildungskraft; so haben alle Dinge der Erde nur den Werth, welchen er ihnen selbst in seiner Schätzung gibt. Ich habe nachmals viele frohe Augenblicke erlebt;

ich habe Summen Geldes in Augenblicken gewonnen, wo ich Hilfe bedurfte und sie nicht erwartete; ich habe Gunstbezeugungen und überraschende Zufälle des Glückes, rauschende Freuden, lärmende Vergnügungen genossen — — aber keine, keine Freude kann ich aus meinen langen Erfahrungen mit der vergleichen, die ich bei dem Fang der ersten Blaumeise empfunden!

Da gewiß vielen jungen Freunden, welche ihre Ferien auf dem Lande zubringen, die Gelegenheit zum Genusse dieses schuldlosen Vergnügens offen steht, so wird es ihnen angenehm seyn, mit Berücksichtigung auf ihren Standpunkt, die Art und Weise des Vogelfanges, wie er nicht als Gewerbe, sondern zum Vergnügen ganz leicht und ohne sonderliche Vorbereitung betrieben werden kann, hier beschrieben zu finden, und ich bin überzeugt, daß sie mein kleiner Vogelfänger eben so, wie die wunderreichste Erzählung, interessiren wird.

### I. Der Fang mit Sprekeln und Meisenschlägen.

Der Fang mit Sprekeln ist uralte und sehr einfach. Die ersten Versuche mochten mit den aus Hollunderzweigen zusammengesetzten, mit einem Ober- und Unterdeckel versehenen viereckigen Kästchen, welche jeder Bauernknabe zu verfertigen versteht, gemacht worden seyn. Der obere Deckel nämlich ist beweglich und wird von zwei Hölzchen gestützt, in deren Mitte Eines die, als Lockspeise an ihm befestigte Nußhälfte hat. Sobald der Vogel an die Lockspeise pickt, fällt der obere stützende Theil und der Deckel stürzt zu, die naschhafte Beute auf diese Weise mit einschließend. Diese einfache, auf dem Lande so häufig angewandte Art Sprekel, gab bald zur Erfindung besserer Meisenschläge Gelegenheit,

welche erstlich nach Art der Vogelbauer aus dünnen Holzstäbchen, dann aus Gitterdraht, endlich aus Eisen mit zwirnenen Netzen gefertigt wurden. Die ersten zwei Arten zeichnen sich durch eine bessere Richtung der Springstöcke aus. Bei diesen ist es nicht nöthig, daß der Vogel die Lockspeise selbst berühre; ein Sprung auf das Querböhlchen genügt, um den leichten Deckel zum Falle zu bringen. Zur Lockspeise gibt man in diese beiden Arten sowohl Nüsse, Kürbiskerne, Hanfkörner und vorzüglich einen, entweder auf einer Spitze befestigten oder mit Bindfaden wohl gebundenen Mehlwurm. Auf diese Weise fängt man in solchen Sprenkeln nicht bloß alle Gattungen Meisen, sondern auch kleinere Arten der Spechte, Rothschwänzchen, Rothkehlchen, verschiedene Fliegenschnapper und Spottvögel, und andere, besonders den Insekten nachjagende Zugvögel. — Die letzte Sorte endlich, als die sinnreichste Erfindung, wird fast einzig zum Fange der Nachtigall verwendet, da die zwirnenen Netze von Meisen und stärkern Vögeln leicht zerrissen werden können.

Bei dem Fange mit Sprenkeln kommt viel auf die geschickte Richtung der stützenden Querbölzer an, die bei der leisesten Berührung den Deckel zum Falle bringen müssen; auch muß die Lockspeise ihrem Namen entsprechen, und endlich der Ort, auf welchem der Sprenkeln aufgerichtet wird, von Vögeln besucht werden. Ein nicht zu sehr belaubter Baum ist daher viel angemessener, als die Brüstung eines Fensters oder einer Mauer. Viel fördert es den Fang, wenn man in der Nähe des Sprenkels, oder gar unmittelbar unter demselben, einen guten Lockvogel aufhängt.

Wenn gleich diese Weise, Vögel zu fangen, nicht sehr ergiebig ist, so hat sie doch die Vortheile: daß sie 1.) wenig Vorbereitung und

Mühe — nur ein-, zwei-, oder dreimaliges Nachsehen erfordert — und 2.) daß der berückte Vogel mit einer Reinheit des Gefieders und in einem so unverletzten Zustande erbeutet wird, wie er sonst auf keine andere Art gefangen werden kann.

Der Fang mit Sprengeln ist übrigens zu der Zeit, wo die Vogelzüge beginnen, nämlich Anfangs September bis in die ersten Tage des Novembers, an günstigen Orten nicht erfolglos.

## II. Der Fang mit den Kolben und Leimruthen.

Der Fang mit den Kolben wird jetzt nur selten betrieben, und es ist kein Schade darum, denn er ist grausamer als alle übrigen Arten. Der Kolben besteht in einer Art Prügels, der, einem Gewehrlauf nicht unähnlich, oben aber mit einer Höhlung versehen ist, in welche ein eiserner oder hölzerner Stab, von der Dicke eines Ladestockes vollkommen paßt; dieser Stab ist von einer Feder ungefähr einen Zoll hoch über der Höhlung gehalten, kann aber bei dem leisesten Zuge in dieselbe eingepreßt werden. Man sieht hieraus, daß alle jene Vögel, die sich an jenes Stäbchen des Kolben setzen, schnell in die Gewalt des Vogelfängers gerathen, da er ihre Füße in die Höhlung preßt, und ihnen die Flucht unmöglich macht; hierbei werden freilich die Füßchen dieser armen Thiere gequetscht oder bei Befreiungsversuchen gebrochen.

Die Art mit Kolben zu fangen, ist folgende: Der Vogelsteller richtet sich aus dichten Zweigen oder von grüner Wachsteinwand ein Hüttchen auf, aus dem er durch eine Oeffnung sehen kann, was um ihn vorgeht, während er aus einem zweiten Loche seinen Kolben streckt. Unter dem Kolben hat er eine gute Lockweise; nebenbei auch noch ein paar

gefangene Meisen, welche er mittelst eines durch die Nase gezogenen Bindfadens an ein fast senkrecht stehendes Stäbchen so befestigt, daß sie auf demselben hin und her laufen können. Um das Aufsehen für die besiedelte kleine Welt zu vermehren, bindet er in der Entfernung von 5 bis 6 Schritten auf eine höhere Stange eine Nachtkeule, ein Käuzchen — und wenn er keines von beiden hat — eine junge miauende Katze. Nach solchen Vorbereitungen fängt er nun den sogenannten Fichtel- oder Käuzchenruf an und läßt auch dazwischen sein gellendes Meisenpfeifchen vernehmen. Dadurch geräth der ganze Wald in Aufruhr, zu Hunderten kommen die Vögel geflogen, meist von dem warnenden Rufe der Schwalben zuerst herbeigeholt. Diejenigen nun, welche sich auf die Kolben setzen, um den unter demselben pfeifenden Lockvogel näher zu besetzen, sind des Vogelstellers sichere Beute. Je ärgeren Spektackel sie treiben, je mehr sie schreien und quitschen, desto neugieriger werden die anderen und desto schneller gehen sie auf den neuerdings ausgestreckten Kolben los. So kann dieser Fang unter günstigen Stunden in den Morgenstunden von halb 6 bis 9 Uhr (in welchen er allein mit Erfolg zu betreiben) wohl hundert oder noch mehr Vögel, aber fast alle aus dem Meisengeschlechte zur Beute geben.

Auf dieselbe Weise, jedoch ohne Kolben, fängt man die verschiedensten Arten von Zugvögel mit den Leimruthen. Dieser Fang hat nebst mancher Annehmlichkeit auch sein Unangenehmes. Nicht nur die Hände des Vogelstellers, auch das Gefieder des Vogels, wird dadurch verunreinigt und letzteres sehr mangelhaft. Zudem können die Leimruthen nur bei trockenem Wetter und im Schatten angewendet werden; denn Nebel oder Nässe verderben den Leim, und der sich in demselben

spiegelnde Sonnenschein warnt die Vögel vor der ihnen drohenden Gefahr.

Die Leimruthen werden entweder auf einem sogenannten Leimbaum aufgesteckt, welcher oft mehr oder weniger als Mannshöhe hat, oder sie werden in schiefer Richtung in der Nähe der Lockvögel bloß in die Erde gesteckt. Im ersten Falle müssen sie wenigstens die Länge eines Schuhs, im andern die einer Elle haben. — Sie müssen von einem Baume oder Gebüsch fast zehn Schritte entfernt und besonders bei Leimbäumen so leicht gesteckt werden, daß der Vogel mit ihnen zur Erde falle, weil er sich sonst der ihm drohenden Gefahr leichter entziehen kann. Die mit Leim gefangenen Vögel, welche man aufbewahren will, müssen mittelst eingestrebter Erde, oder noch besser, mit Asche, rein gesäubert und von allem ihnen anklebenden Leime befreit werden.

Der Fang mit Leimruthen ist gleichfalls nur zur Morgenzeit und in manchen Fällen auch Abends bei Zugvögeln zu betreiben. Sehr leicht gehen auf die Leimruthen: der Gimpel, die Kohl-, Blau-, Schwanz- und Hanf-Meise, mehrere Arten Fliegenfänger und selbst die Feldsperrlinge.

### III. Der Fang auf der Tränke.

Diese Art, Vögel zu fangen, ist die ergiebigste und auch deshalb sehr belustigend, weil man die verschiedensten Gattungen ohne Lockspeise oder Lockvogel in seine Gewalt bekommt. Man sucht in einem Walde eine kleine Quelle, welche in ziemlich weitem Raume die einzige ist, aus der die Bewohner desselben, das ihnen unentbehrliche Wasser suchen. Nachdem man diese Quelle einige Tage früher an den meisten Stellen

so mit Reisig bedeckt hat, daß nur kleine Strecken derselben offen und den Vögeln zum Baden und Trinken zugänglich bleiben, besetzt man an einem warmen, heiteren Tage den Rand jener offenen Wasserstellen mit dünnen Leimruthen, so daß sich die Vögel dem Wasser von keiner Seite nähern können, ohne eine der ausgelegten Spindeln, die biegsam, dünn und auf kleine hölzerne Gabeln gelegt seyn sollen, damit sie weder ins Wasser fallen, noch von Erde oder Laub verunreinigt werden, berühren zu müssen. Wenn man den Platz wohl gewählt hat, so darf man, den ganzen Tag über, eine überaus reiche Beute erwarten. Es gibt angelegte Vogelstränken, an welchen die Zahl der Gefangenen Tausend weit übersteigt; darunter findet man den Nuthäher, die Mandelkrähe, den Pirol, die Wildtaube, Amseln, Drosseln, eine Unzahl Meisen, Spechte, Baumläufer, Rothkehlchen, Fliegenfänger, und überhaupt alle gefiederten Bewohner der Waldgegend; — denn trinken wollen Alle.

In Remisen und wasserarmen Holzgegenden genügt es, Gefirre (die viereckigen Ofenkacheln haben die angemessenste Form) an einem Gebüsch in die Erde zu graben und mit Wasser zu füllen; sie dann mit Leimruthen zu umlegen, um eines glücklichen Fanges sicher zu seyn. Es versteht sich von selbst, daß öfteres Nachsehen, große Reinlichkeit und Pflege der Leimruthen zum Erfolge sehr nothwendig sind.

#### IV. Der Fang mit Schlingen.

Mit Schlingen stellt man nur mehr den Drosseln und einigen kleinen Insektenfängern, wie den Rothkehlchen, nach. Der Drosselfang wird von den Jägern betrieben, die in der Verfertigung der Schlingen eine besondere Geschicklichkeit entwickeln. Sie geben als Lockspeise einige

Beeren, die sie als Lieblingspeise der Drosseln kennen, und bei deren Berührung die Schlinge zugeschnellt wird. Grausam erdroffelt, findet der Jäger seine Beute schon todt. Der Fang kleinerer Vögel mit Schlingen ist nicht ergiebig, fordert dabei viele Mühe und Geduld, und ist in seiner Wirkung grausamer, als alle übrigen Arten des Fanges. Er wird auch höchst selten und von jenen, die ihn versuchen, meist erfolglos betrieben.

#### V. Der Fang auf der Vogeltenne.

Der Fang auf der Tenne verhält sich zu den übrigen Arten des Vogelstellers, wie der Groß- zu dem Kleinhandel. Auf einem Felde, das von einem Walde nicht allzu entfernt ist und die Gegend so beherrscht, daß der Lockruf der hierzu eigends abgerichteten, meist geblenden Vögel, weithin vernommen werden kann, wird ein kleines Gebüsch von 1 bis 2 Schuben errichtet, und in demselben ein Vorrath von tüchtigen Lockvögeln, worunter Finken, Emmerlinge, Lerchen, Distelfinken, Kernbeißer u. dgl. gehören, so verborgen, daß ihre Käfige nicht wahrgenommen werden können. Zwei lange Flügelnetze sind auf dem Felde ausgespannt, so daß sie bei dem leisesten Zuge das Gebüsch einschließen können. Ungefähr 8 Schritte hiervon befindet sich die Hütte des Vogelstellers, welcher seiner Beute harret und den Strick in der Hand hält, mit dem er das Netz leitet.

Zur Veranschaulichung dieser Tennen stellt das Bild für den Monat November einen solchen Vogelfang vor. Der Knabe zieht eben das Netz über herbeigelockte Vögel zusammen; hinter ihm gewahrt man seine Schwester, die über die gewonnene Beute sich freuet und nur äußerst mühsam ihre Gesprächigkeit und Unruhe bezähmen kann.

Bei dem Fange auf der Tenne hängt sehr viel von der glücklichen Wahl des Fangortes ab. Man muß lange Zeit vorher den Ort bemerkt haben, von welchem die Zugvögel kommen und wohin sie sich zunächst begeben; es hängt sehr viel von der Güte der Lockvögel ab, welche durch eine monatlange Vorbereitung, ja selbst durch die grausame Blendung zu diesem Berufe tauglich gemacht werden. Es hängt auch davon sehr vieles ab, daß der Vogelsteller den rechten Augenblick erfasse, um das Netz zuzuziehen; eine Sekunde früher oder später, kann ihn um die ganze schon in seiner Gewalt gewesene Beute bringen. Es gibt Beispiele, daß man mit einem einzigen glücklichen Zuge über hundert Vögel im Garne gefangen.

Diesen Fang, der schon theure Vorrichtungen und bedeutendere Auslagen erfordert, betreiben meist die Vogelsteller vom Gewerbe. Von den gefangenen Vögeln bewahren sie nur die schöneren Arten; die anderen tödten sie mit einem Drucke auf den Kopf, und bringen sie, in Bündel gereiht, zum Verkaufe. Sehr leicht gehen auf die Tenne: die Emmerlinge, Finken, Grünlinge, Feldsperlinge, Drosseln, Distelfinken, Meisen, Schwarzplättchen, Rothkehlchen und Schaaren von Zeisigen.

Die Zeit zum Fange auf der Tenne ist vom 10. September bis Ende Octobers. — Daß der Zeichner des Kupferstiches den Vogelfang in den Monat November versetzt hat, ist nur damit zu entschuldigen, weil er für den October, wohin er gehört, das schönere Gemälde der Weinlese nicht aufgeben wollte.

Für junge Leute ist der Meisenfang unstreitig der unterhaltendste; ich füge daher für meine lieben kleinen Vogelsteller eine kurze

aus eigenen Beobachtungen geschöpfte Naturgeschichte der in unseren Gegenden lebenden Meisen und ihrer Behandlungsart bei.

### Die europäischen Meisengattungen.

Die Meisen sind unter den Vögeln, was die Affen unter den Säugethieren; lebhaft, unruhig, listig, possierlich in allen ihren Bewegungen, sehr geschickt im Klettern aufwärts und abwärts, keck und neugierig, wie sonst keines aus dem gefiederten Geschlechte. Sie sind im Verhältniß zu ihrer Größe stark, lieben die Geselligkeit, locken sich aus der Ferne herbei, und ziehen meistens in Schaaren. Man kennt bis jetzt 32 Gattungen des Meisengeschlechtes, wovon aber nur 8 Arten in Europa einheimisch sind. Ihr Schnabel ist spitzig, scharf und gegen den Winter merklich härter, so, daß die Kohlmeise mit ganz leichter Mühe aus dem Eise ihre Nahrung zu hacken weiß. Unter den kleinen Vögeln legen die Meisen die größte Anzahl Eier; denn 10 bis 20 Junge sind bei ihnen nichts Seltenes. Ihre Nahrung besteht in allerlei Insekten, Würmern, Larven und Samereien, besonders in solchen, die, wie die Nüsse, Sonnenblumen und Hanf, ein süßes öliges Harz haben. In der Gefangenschaft lernen sie bald mit mannigfacher Nahrung, mit gehacktem Fleische, in Milch geweicher Semmel und dergleichen, vorlieb nehmen, und dauern desto länger aus, je mannigfaltiger die Nahrung und je reichlicher und geräumiger ihr Käfig ist.

Die Meisen sind Zugvögel, welche uns größtentheils im Herbst verlassen und im Frühjahr wiederkehren. Indessen überwintert bei uns auch Manche von ihnen. Die in Europa bekannten Arten sind:

1.) Die Kohlmeise (Spiegel- oder Brandmeise), die größte unter den einheimischen, an Größe einem Hausperlinge gleich. Der Kopf glänzend schwarz, die Schläfe weiß, der Rücken grünlich, Genick und Bauch schön gelb; letzterer wird durch einen schwarzen, von der Kehle bis zum Schwanz herablaufenden Streif, der bei dem Männchen viel breiter und schwarzer als bei dem Weibchen ist, in zwei Hälften getheilt; die Füße blau, der Schnabel länglich, spitzig und scharf. Die Kohlmeise hat einen lauten, lockenden Ruf, der mit dem bekannten aus Gänseflügelbeinen verfertigten Pfeifchen täuschend nachgeahmt werden kann, und im Frühlinge als eine nicht unangenehme Art von Gesang erscheint. Sie bewohnt Gärten und Wälder, sucht in ersteren die Raupen auf den Kohlpflanzen und Sträuchern auf, nistet in hohlen Bäumen und vermehrt sich sehr stark. Sie hat ein zänkisches und grausames Naturel, mordet schwache und kranke Vögel, frisst ihr Gehirn, und hackt schlafenden Kindern sogar nach den Augen. Im Herbste wird sie auf oben angezeigte Weise in Menge gefangen.

2.) Die Blaumeise (Pimpelmeise) ist kleiner als jene, und dort, wo die Kohlmeise glänzend schwarz gezeichnet ist, mit dem schönsten Himmelblau geziert, am Rücken zeisiggrün, am Bauche gelb. Das Männchen kann von dem Weibchen nur durch die lebhaftere blaue Farbe des Kopfes, und die kaum merklich tiefer gelbe Farbe des Bauches unterschieden werden. Sie ist mit ihrer Schaar meistens im Gefolge der Kohlmeisen, feck und leicht beweglich wie diese, aber zärtlicher; frisst nur aus Noth Samereien, und wird dadurch, daß sie eine Menge schädlicher Insekten verzehrt, gleich ihrer Vorgängerin in Gärten und Baumpflanzungen äußerst nützlich.

3.) Die Tannenmeise (Kleine Koblmeise) ist fast etwas kleiner als die Blaumeise, hält sich häufig in Fichten- und Tannenwäldern auf, da sie den Samen der Fichte liebt. Der Kopf schwarz, der Rücken aschgrau, die Wangen und Seiten des Halses und ein Langstreifen im Nacken weiß, die Kehle schwarz, der Unterleib grauweiß. Sie nistet in Baum- und Erdhöhlen, hat gleich der Blaumeise, außer einigen Locktönen keinen Gesang.

4.) Die Hanfmeise (Sumpfmeise) an Größe der Blaumeise gleich, am Kopfe schwarz, am Rücken braun, am Bauche schmutzig weiß, lebt in Gebüsch am Wasser, kommt im Winter in die Gärten, frisst unter den Sämereien vorzüglich Hanf, den sie äußerst geschickt mit den Füßen zu halten und mit dem spitzen Schnabel zu durchbohren weiß, unter den Insekten, Bienen, Wespen-Larven.

5.) Die Haubenmeise (Schopfmeise) hat ziemlich lange, weiß und schwarz gesprenkelte Federn auf dem Kopfe, die sie immerfort senkt und hebt. Der Oberleib grau, der Unterleib weißlich. Sie ist etwas größer als die Blaumeise, lebt nicht in großer Gesellschaft, in Gebüsch und Tannenwäldern.

6.) Die Schneemeise (Pfannenstiel, Schwarzmeise) ist nebst dem Goldhähnchen der kleinste europäische, aber ein sehr niedlicher Vogel. Ihr Schwanz ist zweimal so lang als der Leib; der schneeweiße Kopf, welcher wie mit Mehl bestäubt aussteht, steckt ganz im feinsten weißen Gefieder, die feurigen kleinen Augen sind mit zierlichen rothen Lidern versehen; der Schnabel klein und etwas gebogen, der Rücken röthlich und etwas gestreift, der Unterleib weiß mit röthlichen Federn durchlaufen, der schöne Schweif schwarz mit zwei weißen Federn an

beiden Enden. Das Männchen ist etwas kleiner als das Weibchen und aus schwärzeren Füßen erkennbar. Die Schneemeise ist nicht selten und äußerst fruchtbar; denn sie brütet in ihrem sackförmigen Neste 15 bis 20 erbsengroße, am oberen Ende röthlich gefleckte Eyer aus. Das ziemlich große Nest hängt sie an die äußersten Gabelzweige eines hohen Baumes an, und füttert es inwendig mit Federn aus. Sie ist äußerst zärtlich, wird aber bald zahm. Um sie am Leben zu erhalten, bedarf sie sorgfältige Wartung und einen großen Käfig, weil sie sonst ihre Hauptzierde, den schönen Schwanz verliert.

7.) Die Bartmeise (Schilfmeise, indianischer Sperling) hat einen grauen Scheitel, braungelben Ober-, weißlich rothen Unterleib, weiß und schwarz befiederte Flügel. Das Männchen hat unter jedem Auge einen dreieckigen schwarzen Federbusch, der einem Bart ähnlich sieht. Man findet sie in ganz Europa, doch nicht sehr häufig.

8.) Die Beutelmeise wird in südlichen und nördlichen, selten aber im mittleren Europa gefunden. Kopf, Flügel und Schwanz sind schwarz- und rothbraun, der Unterleib aschgrau. Sie baut ein ungemein künstliches Nest, in Gestalt eines Beutels, aus Pappelwolle, zarten Grassängeln und Hanffäden. In Pohlen und Rußland mißt man unter dem gemeinen Volke diesen Nestern wunderbare Heilkräfte in Halskrankheiten zu.

\*

Unter allen Bergnügungen des Vogelstellers, dürfte der Meisenfang den ersten Platz einnehmen. Es gewährt einen ganz eigenen Reiz für junge Leute, diese unruhigen und besonders gewandten Thierchen

zu überlisten. — Obwohl sie fast in jedem Bauernjungen einen Feind besitzen, der mit seinem Sprenkel oder der Leimruthe ihnen nachsetzt, obgleich sie zu Hunderttausenden gefangen genommen, getödtet, gegessen oder in Käfigen durch ungeschickte Behandlung zu todt gemartert werden, so hat doch die Vorsehung ihre Ausrottung durch die beispiellose Fruchtbarkeit derselben und durch die Gewandtheit, mit der sie den Raubvögeln zu ent schlüpfen wissen, einen unübersteiglichen Damm entgegengesetzt.

Es ist an sich schon eine kleine Grausamkeit, Thiere, welche die Freiheit über Alles lieben, in Käfige zu sperren. Diese aber wird unverzeihlich, wenn man den unglücklichen Geschöpfen nicht wenigstens durch eine angemessene Behandlung den Verlust ihres zweiten Lebens zu ersetzen sucht. Kein Thier dürfte in der Gefangenschaft dem Menschen mehr Vergnügen gewähren, als die Meise. Ihre Lebhaftigkeit, Possierlichkeit und Zähmung machen sie zu einem der unterhaltendsten Stubenvögel. Man behauptet zwar allgemein, daß ihr Leben in der Gefangenschaft nicht weit hinausreiche; dieß ist aber lediglich eine Folge der ungeschickten und unzuweckmäßigen Behandlung. Da den Meisen Bewegung für das halbe Leben gilt, so müssen sie einen geräumigen Käfig und wo möglich die Gelegenheit, in der Stube ihre Flugkraft zu versuchen, erhalten. Mannigfaltigkeit der Nahrung aber bleibt Hauptbedingung. Mehlmwürmer, mäßig gereicht, Ameisenpuppen und Fliegen zu den Sämereien genossen, werden sie kräftig und munter erhalten. Das Del der Nüsse verdirbt den Magen und tödtet sie; man macht jene dadurch unschädlich, daß man den innern Kern, bevor sie dem Vogel als Futter gereicht werden, durch 12 Stunden ins Wasser legt. Besser sind

die Kerne der Kürbisse und Sonnenblumen. So habe ich Kohl- und Blaumeisen 7 Jahre lang gesund und lebhaft erhalten, und endlich so zahm gemacht, daß sie den Käfig der angebotenen Freiheit vorgezogen haben, und wenn sie ja entwischten, was einige Mal geschah, immer wieder in die Gefangenschaft zurückgekehrt sind. Eine Schneemeise erhielt ich 6 Jahre am Leben.

Es gibt gewiß keine reinere Freude, als die Triebe, Gewohnheiten und Anlagen der so mannigfaltigen Geschöpfe in Gottes reicher Natur zu studieren! Der aufmerksame Beobachter wird an den kleinsten Thieren Entdeckungen machen, die manchmal seinen Stolz nicht wenig beschämen, ihn aber immer zur Bewunderung und Anbethung Desjenigen führen, auf dessen Wink so viele Millionen Geschöpfe entstanden, deren jedes Einzelne so sinnreich und zweckmäßig die Annehmlichkeit des Daseyns, und den Genuß des Lebens vermehren hilft.

---

### Ein Böser unter den Guten.

Zu seines Fleißes wohlverdientem Lohn  
 Pflückt ich für meinen lieben kleinen Sohn  
 Vom Stamm herab die schönsten Aprikosen,  
 Halb gelb wie Gold, halb roth wie Frühlingsrosen;  
 Im Grase steht versteckt der gier'ge Kleine  
 Der abgefallnen angefaulten Eine.  
 Kein freundlich Warnen hilft; die er gefunden  
 Muß in den Korb hinein zu den Gefunden.

Am nächsten Morgen sieht er mit Entsetzen  
 Die Rosen und das Gold geraubt den Schätzen;  
 Im ganzen Korb blieb keine rein aus allen,  
 Der Faulpest war jedweder heimgefallen;  
 Und bitter klagt er seinen Unstern an.

„Siehst du“ sprach ich „wie Einer Schaden kann,  
 „Schleicht er sich in des Guten Kreise ein.  
 „Die Freunde wählend, mußt du Klüger seyn;  
 „Denn was durch Jahre Tugenden erwerben,  
 „Ein einz'ger Hauch des Lasters kann's verderben!“

XII.

December,

Schneemonat, Christmonat.



Du, düst'rer Mond, mit deinem Schnee und Eise,  
 Gleichst einem armen lebensmüden Greise.  
 Blic' hin, o Mensch, den weißes Haar betrübt,  
 Welch eine Lehre dir der Winter gibt!  
 Er rufet dir in Frühlingsahnung zu:  
 »Den Erdkreis gab dir Gottes Wort zum Throne,  
 Komm', lege dich in meinem Schooß zur Ruh',  
 Im Tode selbst bleibst du der Schöpfung Krone,  
 Die Hoffnungs-Saat reift für die bessere Zone;  
 Laß' darum Tod und Zeit ihr Amt verwalten,  
 Die Himmelsfrucht wird herrlich sich gestalten.“

Die Natur liegt im tiefen Schlafe. Oft hat schon in den ersten Tagen dieses Monats der Winter sein blendend weißes Leichentuch über die Gestorbene gebreitet. Alles scheint zu trauern; die Tage sind meist düster und kurz. Den Trost, welchen der Mensch auf der todten Flur nicht finden kann, findet er Abends und Nachts in dem Glanz der Gestirne, welche zu dieser Zeit mit ungewohnter Pracht und Herrlichkeit funkeln, als spräche Gottes unendliche Güte aus denselben, den trauernden Menschen, der über die getäuschten Hoffnungen der Erde klagt, auf die



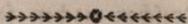
*December.*

Freuden des Himmels verweisend. Alles ist Wechsel, Wanderung, Vorübergang! — Das Leben des Landmannes ist nun einsam und stille; Spinnen und Dreschen machen seine Beschäftigung aus; die Vögel des Waldes, welche die Noth aus den Wäldern treibt, finden in seiner Nähe das Gastrecht. Die Freuden des Fisches nehmen auch ihren Rang ein. In den Städten herrscht reges geselliges Leben; Abendzirkel, Theater, Concerte, Schlittenbahnen, Belustigungen auf dem Eise, machen die Dede des Winters vergessen. Jubelzeit für die Kinder! Die Nicolai-Bescherung am 8., der Christabend am 24. December, sind für sie die lang ersehnten, freudevollsten Zeiten des Jahres. Der bessere Mensch wirft beim Ende des Jahres einen Rückblick auf sein Wirken, auf die Ereignisse, die ihn getroffen; und findet in Allem den Finger der ewigen Weisheit und Güte. In Betrachtungen, Geschäftigkeit, Dankfagungen und Wünschen schließt man das Jahr. Heil allen redlichen Erdepilgern! — Am 1. December geht die Sonne um 7 Uhr 46 Minuten auf, und um 4 Uhr 14 Minuten unter. Am 21., dem astronomischen Anfange des Winters, haben wir die längste Nacht und den kürzesten Tag.

Sinke die Sonn' am Abend nieder,  
 Hebt sie sich am Morgen wieder,  
 So wie heut';  
 Wirft der Frost die Blüthen nieder,  
 Frühling hat sie immer wieder  
 Uns erneut!

---

## Die Weihnachtsgeschenke.



## I. Vorbereitungen zum Weihnachtsabende.

Die Christwoche war mit den traurigen Decembertagen, in welchen die erstorbene Natur das Band im geselligen und häuslichen Kreise enger knüpfen hilft, endlich herangekommen. Eine eigene Thätigkeit zeigte sich auf den Straßen und in den Kaufmannsläden der Stadt; die Krämer mit Spielwaaren hatten sich bunt gefärbte Waaren verschrieben, welche, werthlos, wie sie sind, von den überzärtlichen Müttern mit reichlichem Gelde bezahlt werden; der Wachshändler hatte seine kleinen gefärbten Kerzchen in dem Auslegekasten ausgebreitet; vor den meisten Gewölbem war mit großen Buchstaben geschrieben: „Hier kauft man die zweckmäßigsten und billigsten Weihnachtspenden;“ und selbst der Landmann hat die kaum geborne Fichte und Tanne aus der Muttererde gerissen und auf öffentlichen Plätzen als geschmückte Weihnachtsbäume zum Kauf ausgestellt. Ach, wie diese Bäumchen im Kurzen ihr liebliches Grün verlieren und hin sterben werden: so vergänglich sind jene süßen Freuden der Kindheit, deren Innigkeit mit keiner zu vergleichen, und deren Erinnerung selbst bei dem Untergange der Lebenssonne, noch einen leichten Strahl in die Dämmerung des Daseyns wirft!

Sichtbar war das Gewoge durch die Gassen der Stadt; zärtliche Väter, besorgte Mütter, leuchteten von einem Gewölbe zum andern, Geschenke aufkaufend. Ich weiß nicht, ob die Kinder sich darüber mehr

erfreuen konnten, als ihre guten Aeltern sich in dem Gedanken an jene Ueberraschungen legten — Aeltern, welche ihre Kinder mehr liebten, als ihr eigenes Leben. Vor Allen zeichnete sich durch die Pracht der angekauften Geschenke, wie durch die eifrige Sorgfalt bei ihrer Auswahl, die Freyin v. Rosen, eines reichen Gutbesizers Gattin und Mutter von vier Kindern aus. Rührend war die Mühe, mit welcher sie Stück für Stück selbst einkaufte, wie sie die Neigungen und Wünsche ihrer Kinder ausböhlete, und schon seit mehreren Wochen ununterbrochen bedacht war, es bei diesem Feste an nichts fehlen zu lassen. Weniger zu beachten waren dabei die Auslagen, welche sie machte; denn ihr Reichthum war so groß, daß es ihr auf beträchtlichere oder kleinere Summen eben nicht ankam.

## 2. Dem Reichthume die Dürftigkeit gegenüber.

Wer im Ueberfluß und in rauschenden Freuden zu leben gewohnt ist, kennt die Wehmuth und das Leid der Dürftigkeit nicht. Die gute Baronin Rosen dachte nicht daran, daß alle die Geschenke, welche schon seit einigen Tagen ein Diener ihr in die Wohnung nachtrug, Jemanden im Hause verletzten, der eben so viel Gefühl, eben so viel Empfindung, eine gleiche Liebe zu den Kindern in dem Herzen trug, aber weder das Vermögen, noch die Aussicht hatte, an dem nahenden Christabende einen so süßen Wunsch zu erfüllen.

In dem Erdgeschosse des Hauses, wohnte nämlich ein seit längerem dienstloser Landbeamter mit seiner Gattin und zwei Kindern, wovon ein Knabe acht, und das Mädchen vier Jahre zählte. Frau Herbert sah mit schwerem Herzen die Schätze, welche die Baronin nach

Hause brachte, und wenn sie auf ihr eigenes und das Los ihrer Kinder dachte, so traten ihr die Thränen in die Augen, und wie wohl sie von der häßlichen Leidenschaft des Neides stets frei geblieben war, so konnte sie die ihr Geschick anklagende Bemerkung nicht unterdrücken: Wie es doch so hart in der Fügung des Himmels erscheine, daß Einen der Sterblichen, ohne seine Schuld, Unglück und Armuth verfolge, während den Anderen, der vielleicht minder gut, das Glück mit seinem Füllhorn zu überschütten nie müde werde.

### 3. Die klagende Liebe, der tröstende Verstand.

In solcher Stimmung fand sie am Nachmittage des Weihnachtsabendes ihr Gatte. „Ach,“ sprach sie, „Alles wird sich heute Abends ergöken! wie sie da Oben, seit mehreren Tagen schon richten und schaffen! und wir haben nichts, unsere armen Kleinen zu erfreuen!“

„„Wie!““ entgegnete Herr Herbert, „„ist das nichts, daß du und ich, daß unsere Kinder gesund sind? Es ist wahr, wir befinden uns eben nicht in einer glücklichen Lage; aber selbst in ihr ist die ewige Vorsicht nicht zu verkennen. Wir sind ja noch an keinem Abende hungrig zu Bette gegangen; ich habe noch immer einigen Erwerb gefunden, und wenn auch im Drange der Zeit die eine oder die andere Hoffnung brach — ich bin überzeugt, G o t t wird uns noch helfen.““

„Aber warum geht es einigen Menschen so gut auf der Erde, während sich Andere so mühsam und sauer durch die Welt bringen müssen?“ fragte die Frau.

„„Du beurtheilst die Menschen und ihr Glück nur nach dem Scheine; ich bin es in tiefster Seele überzeugt, daß viele Reiche mit all ih-

rem Gelde weniger Zufriedenheit in ihren Pallästen, als wir in unserer Stube bewahren. Gewiß, liebe Louise, du würdest mit mancher Dame nicht tauschen! Und dann bist du ja auch eine Christin. Du weißt ja, daß diese Spanne Lebens weniger als ein Sandkorn am Meere gegen die Ewigkeit ist; du glaubst es, daß ein gerechter Richter im Himmel lebt, der die, welche Er am meisten liebt, dulden und leiden läßt. Wie kurz ist diese Prüfungszeit gegen jene unermessliche, undenkbare, in welcher sich Alles ausgleicht, in der es keine Mühe, keine Sorge, nur immerwährende Freuden gibt!“

„Die Baronin Rosen mit den vielen Geschenken für ihre Kinder,“ fing nach einer längeren Pause die arme Frau wieder an, „diese glückliche Mutter!“

„Ich habe vor dem Freiherrn und seiner Gemalin die herzlichste Achtung,“ sprach Herbert, „wenn sie so glücklich sind, wie du es sagst, so verdienen sie's auch; denn der Ruf ihrer Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte ist allgemein verbreitet; und doch fürchte ich, daß ihr ältester Sohn nicht in die Fußstapfen des wackeren Vaters trete. Die übergroße Zärtlichkeit und Güte seiner Mutter, scheint ihm nicht zum Glücke zu dienen. Man spricht im Hause, daß er schon in frühen Jahren einen leichtsinnigen Wandel führe, seine Studien versäume, bei so reichen Anlagen die schönste Zeit vergeude und in schlimme Gesellschaft gerathe. Der Vater soll dadurch lebhaft betrübt werden, und wenn auch den Willen, doch nicht die nöthige Kraft besitzen, durch nachdrückliche Mafregeln seinem Sohne in den gefährlichsten Jahren eine bessere Richtung zu geben. Was nützen alle Reichthümer der Welt, wenn uns der Himmel mit einem einzigen mißrathenen, unglücklichen Kinde bestraft!

Hilf mir, meine gute Louise, unsere Kinder in der Furcht Gottes erziehen, sie zu guten und arbeitsamen Menschen bilden, und wir werden mit dem reichsten Paare auf der Erde, gegen all ihr Glück und Geld unsern guten Franz, unsere sanfte Theresese nicht tauschen.““

„Ja, die Kinder sind gut;“ sagte Frau Herbert, „sie haben die ganze Woche mir nicht Einen trüben Augenblick gemacht, und es schmerzt mich doch, daß ich ihnen heute kein Christgeschenk geben kann.“

„Nun, das sollst du auch,“ versetzte Herbert, sein gutes Weib küßend, „ich gehe zu dem reichen Nikols, für den ich das Rechnungsbuch copirt habe, und erhalte die Bezahlung. Von dem Gelde will ich den Kindern, jedem eine Kleinigkeit kaufen. Sorge nicht, wenn ich etwas später zurückkehre; Herr Nikols wohnt weit. — Schaffe einstweilen ein Christbäumchen und die kleinen Wachskerzen herbei; denn beleuchtet erfreut die Gabe mehr.““

Die Thür sprang auf, Franz kehrte aus der Schule zurück, und Theresese, die mit des Nachbarskindern gespielt, hatte sich an ihren rückkehrenden Bruder geschlossen. Sie erzählten Beide von den Hoffnungen und Erwartungen ihrer kleinen Freunde: „Gewiß,“ riefen sie, „wird uns und Euch, liebe Aeltern, das Christkindlein auch beschenken; denn Ihr seyd so gut, und wir haben Euch immer so lieb gehabt.“

Herr Herbert nahm Hut und Stock und küßte die Kleinen.

#### 4. Bescheidenheit und Rechtlichkeit finden immer einen Anker.

Dem Manne, welchem Gott eine gute Erziehung, einen festen, ruhigen Charakter, wahre Frömmigkeit und Verstand verliehen hat,

erscheint das Unglück nie so drohend, als dem Schwachen und Zuversichtslosen. So war auch Herr Herbert, trotz dem traurigen Geschie, das ihn getroffen, trotz der Ungerechtigkeit, die ihm wiederfahren, indem ihm Cabale und Intrigue eines Feindes seine Stelle, und mit ihr ein nicht unbeträchtliches Einkommen genommen und ihn mit Weib und Kind dem harten Mangel Preis gegeben hatten, von allen bitteren Erfahrungen nicht niedergedrückt und der Zuversicht auf die Allgüte desjenigen, der über die Sterblichen wacht und kein Haar ihres Hauptes ungezählt läßt, beraubt worden. Ueberschlich ihn auch manchmal bei dem Anblicke der Seinigen, deren Noth ihn tausend Mal mehr schmerzte, als alle Entbehrungen, welche ihn selbst trafen, Bekümmerniß und düstere Sorge, so genügte Ein Blick in das heitere Blau des Himmels, Ein frommer Gedanke an den Leiter aller Menschenschicksale, um ihn mit der vertrauensvollen Hoffnung zu erfüllen, daß es den Guten am Ende doch noch gut gehen müsse.

Herbert hätte manche Gelegenheit gehabt, sich, wenn er minder gewissenhaft und bedenklich gewesen wäre, ein Vermögen zu erwerben, bei dem er den Verlust seines Dienstes nicht zu bedauern gebraucht haben würde; aber auch in dem Augenblicke des Kummers beschlich ihn nicht die Reue, immer der, selbst so schlecht anerkannten Rechtschaffenheit treu geblieben zu seyn. Er fühlte es gerade in solcher Lage tief, daß des Menschen einziger Leitstern im Dunkel des Lebens das reine Gewissen ist. Dieses sein Bewußtseyn gab ihm, Anderen gegenüber, eine sichere und edle Haltung, sein Blick blieb fest, sein Benehmen gerade und offen. Er gewann so durch seinen Anblick, seinen Ausdruck, seine Worte und Handlungen, Theilnahme und auch in der, durch

schmutzige Selbstsucht so häufig entweichten Zeit menschenfreundliche Hilfe.

Als er zu dem reichen Nikols kam, fand er einen sehr freundlichen Empfang. „Sie machen mich durch Ihre pünktliche und schöne Arbeit recht verpflichtet,“ sprach der Mann, „und ich muß gestehen, daß der geringe Preis, den Sie mir gesetzt, mir als ein Beweis Ihrer Bescheidenheit gilt. Ich kenne die traurige Lage, in welcher Sie unverdient darben; und sehr angenehm würde es mir seyn, Sie daraus befreien zu können. Vielleicht ist die Gelegenheit dazu gefunden. Als ich heute die Wolle von den Herden des Baron v. Rosen erkaufte, sprach ich mit diesem Güterbesitzer von Ihrem Unglücke, da ich erfuhr, daß auf seinem Gute zu N\* die Rentmeistersstelle erledigt worden. Er will Sie sprechen und wohnt —“

„In eben dem Hause, dessen Erdgeschosß ich mit dem Meinen vor Kurzem bezogen,“ versetzte Herbert, überrascht und vor freudiger Hoffnung zitternd.

„Nun so versäumen Sie nichts,“ fuhr Herr Nikols fort, „Ihre Bewerbung bei ihm anzubringen. Er ist ein braver Mann, und weiß darum, brave Leute zu schätzen. — Hier aber haben Sie das Doppelte von dem, was Sie für Ihre Arbeit verlangten, und kann ich Ihnen sonst nützlich werden, so bin ich mit Freuden dazu bereit.“

Herbert dankte dem edlen Manne gerührt. Er schied beruhigt, getröstet, mit den heitersten Hoffnungen erfüllt. „Sollte meine Frau die Wahrheit gesprochen haben,“ sprach er pochenden Herzens zu sich selbst, „daß sie und wir — von dem Kindlein der Gnade bedacht werden würden? — Was meine Kinder betrifft, so ist die Vorausagung erfüllt;

und mein gutes Weib und ich — — Gott hat viel größere Wunder verübt! mit Zuversicht baue ich auf Seinen allmächtigen Beistand!“

### 5. Das Abenteuer auf der Straße.

Es war unterdessen die Dämmerung eingetreten; denn im December bricht um die fünfte Nachmittagsstunde der Abend schon ein. Herbert hatte, um von der Vorstadt, in welcher Herr Nikols wohnte, zu den Seinen zu gelangen, eine ziemlich lange öde Strecke des Weges zu gehen, in welcher, außer zum Verkaufe aufgeschichtetem Holze, weder Häuser noch Hütten standen, und hier und da nur eine Laterne brannte. Nicht Einen Menschen sah er in der beschneieten Straße vor oder hinter sich, und rasch schritt er die kalte Luft durch, um bald in der Stadt zu seyn, und jedem der Kinder ein Geschenk einzukaufen.

Plötzlich ertönt in einem der, von drei Seiten eingefangenen Holzpläze ein jämmerliches Geschrei nach Hilfe. Herbert gewahrt drei Männer im Handgemenge; zwei von ihnen haben bereits den dritten unter sich; die Sache schien ernsthaft und dringend zu seyn. Herbert ist mit schnellen Schritten dabei. „Halt!“ ruft er, „was gib's!“ packt dabei einen der Männer, während der Andere feige entflieht. „Ach, ich bin verwundet,“ jammert der auf dem Boden Liegende; und während Herbert einen Blick nach ihm wendet, reißt sich der, dessen Arm er gepackt hatte, los; versetzt ihm einen tüchtigen Schlag, der, seinem Kopfe vermeint, die Schulter trifft, und flieht dem entwichenen Gefährten nach, da auf das Geschrei Herberts und des Verwundeten aus der Ferne bereits zwei Holzwächter herzu-eilen.

„Ich bin von Bösewichten angefallen worden,“ sagte der Verwundete, ein Jüngling von höchstens zwanzig Jahren, „helfen Sie mir auf; die Wunde scheint nicht gefährlich.“ Herbert hob den Verunglückten, den Schreck und Kälte starr gemacht hatten, auf, und führte, oder zog ihn vielmehr zur nächsten Laterne.

„Sie sind es? um des Himmelswillen!“ schrie Herbert, als die Lichtstrahlen auf das Antlitz des Jünglings fielen. „Baron Rosen! und in dieser Lage!“

In der That, war dieß der Sohn des Freiherrn, dem Herbert durch die schnell gebrachte Hilfe das Leben gerettet. Er riß ihm den Rock auf, und überzeugte sich bald, daß das Messer des Banditen mit unsicherer Hand geführt, und, von dem Portefeuille des Angegriffenen aufgehalten, nicht tief in die Seite gedrungen, und die erhaltene Verletzung ganz gefahrlos sey. „Wie ist es möglich, Herr Baron,“ fragte Herbert, „daß Sie in die Hände dieser Raubmörder an solchem Orte geriethen?“

„Leider habe ich diese Lection verdient;“ antwortete der Jüngling mit einem tiefen Seufzer; „verlassen wir diesen Ort, und vermeiden wir allen Lärm; denn eine gerichtliche Untersuchung dieses Vorfalles würde meinem Namen nicht zur Ehre gereichen. Indem ich Ihnen, edler Mann, ein aufrichtiges Geständniß meiner Verirrungen mache, glaube ich den ersten Schritt zur Besserung eines Wandels zu thun, dessen Folgen ich kennen und fürchten gelernt habe.“

Von meiner Mutter, die ihre Kinder vielleicht nur zu viel liebt, stets mit Gelde versehen, konnte es nicht fehlen, daß ich auf der Akademie Freunde in Menge fand. Unter jenen, welche sich mit besonderer

Wärme an mich drängten, gab es einige Glückritter, und im Grund und Boden verdorbene Menschen, welchen es nur darum zu thun war, meine wohl gefüllte Börse zu leeren. Sie führten mich in die Welt ein, waren erfinderisch in Vergnügungen, welchen sich mein Alter so gerne hingibt, und zogen mich nicht bloß von meinen Aeltern, von jenen beseligenden Gesinnungen, die mir frühzeitig eingestößt wurden, sondern auch von den Studien ab. Wir gingen verschiedene Stufen eines zwecklosen und unbefriedigenden Lebens durch, und waren endlich in einem schädlichen Spielhause angelangt und vor dem grünen Tische stehen geblieben. Ich verlor, und mehr als am Gelde, noch an der Ruhe und Heiterkeit des Gemüthes. Einige Monate genügten, mich mir, meinen Aeltern, aller Welt zu entfremden.“

„Aber wie kamen Sie hierher, und in diese Lage?“ fragte Herbert.

„Heute spielte ich — das Spielhaus liegt, aus guten Gründen, außer dem Bezirke der Stadt — glücklich; ich gewann eine nicht unbedeutende Summe. Wer die Bösewichte sind, welche mich bestehlen wollten, mich vielleicht gar ermordet haben würden, da mein Widerstand sie zum Aeußersten trieb, weiß ich nicht; aber ich ahne, daß sie meinem Gewinne an dem heutigen Spiele nicht fremd geblieben, daß sie — doch wie das immer sey, es verlangt mich darnach nicht, das abscheuliche Räthsel zu lösen! Ich bin von diesem Vorfalle so ergriffen und gewißigt; bin überhaupt, schon seit längerer Zeit mit mir selbst im Streite, von der Erbärmlichkeit eines Lebens, wie ich es seit Kurzem geführt habe, so bis zum Ekel überzeugt und durchdrungen, daß ich es hier Gott und Ihnen, mein Freund gelobe, mich gänzlich von dem Gelichter, das mich

an einen Abgrund geführt, los zu machen, und wieder den Frieden, dessen Verlust ich so tief beklage, in der Erfüllung meiner Pflichten zu suchen.“

„Dies sind Vorsätze, bester Herr Baron,“ sagte Herbert, von der edlen Sprache des Jünglings sehr gerührt, „welche Ihrem Herzen Ehre machen. Möchten sie nicht bloß die Frucht einer augenblicklichen Aufwallung seyn, möchten sie treu und fest gehalten werden! Daß ich Ihnen Offenheit mit Offenheit erwidere — ich und Viele, die Sie nur dem Aeußeren nach kannten, haben die Veränderung, welche mit Ihnen vorgegangen, schmerzlich beklagt; und wer sollte an dem Geschecke eines hoffnungsvollen jungen Mannes, der, so nah' einem schönen Ziele, verderbliche Abwege einschlägt, nicht wehmüthigen Antheil nehmen?“

„Noch einmal, ich gelobe es Ihnen! Beobachten Sie mein ferneres Betragen,“ sagte der Jüngling, „ja, fordern Sie von mir nur Rechenschaft. — Ich werde Ihnen als einem väterlichen Freunde, immer zugethan bleiben!“

In solchem Gespräche, unter der verständigen und herzlichen Sprache Herberts, und den feuerigen Zusagen des jungen Freiherrn, waren sie in ihrem Hause angelangt. Herbert bath den Jüngling, einen Augenblick bei ihm einzutreten, damit er seine Kleidung von dem Blute reinige, und die unbedeutende Wunde verbunden werde: „Ihre Aeltern würden sonst mehr erschrecken,“ sprach er, „als es die Geringsfügigkeit der Verletzung verdient.“

### 6. Ein glückseliger Abend.

Als der junge Baron sich in einem Zustande befand, daß er nicht mehr durch sein Aussehen die Seinigen zu erschrecken befürchten mußte, schied er von den beiden wackeren Eheleuten. Nun aber drängten sich die Kinder an Herrn Herbert, und warfen dabei Blicke auf einen kleinen Fichtenast, der mit einigen seidnen Bändern und Kerzchen geschmückt war. „Meine Kinder!“ sagte Herbert, „über den jungen Baron Rosen und sein Geschick, habe ich eure Geschenke, ja den Christabend vergessen. Es ist mir leid; aber der Abend ist zu weit vorgerückt, und ich bin müde; erlaßt mir die Geschenke bis Morgen, und denkt, daß ihr noch oft im Leben eure schönsten Hoffnungen getäuscht finden, mit euren Ansprüchen vertröstet werden würdet.“

Die Kinder, so schwer es ihnen auch fiel, ihren Schmerz zu unterdrücken, ergaben sich gehorsam in den Willen des Vaters. Sie setzten sich zu ihm, und er erzählte ihnen von der beglückenden Geburt des Heilandes, und wie es von dieser, die Menschheit beseligenden Zeit an, im Gebrauche sey, den Christabend im frommen Gebethe und mit Geschenken der Liebe zu feiern; wie man da besonders gute Kinder erfreue, und wie im Grunde das Leben ihrer Aeltern, Gesundheit und eine gute Erziehung, für sie das schönste und größte Geschenk des Himmels sey.

Noch sprach er mit seinem Franz und Theresen, als an der Thür heftig geklopft wurde, und der junge Freiherr v. Rosen rasch hereintrat. „Noch einmal sehe ich Sie heute, bester Herr Herbert,“ redete er seinen neuen Freund an, „mein Vater, dem ich Alles bekannt habe, was ich verbrochen, und was mit mir vorgegangen — denn in dem aufrich-

tigen Geständnisse der Fehler sieht man den ersten Schritt zur Besserung — wünscht Sie, Ihre Gattin und Kinder, jetzt noch zu sehen. Er will, daß Franz und Theresie an der Weihnachtsfeier Theil nehmen, und meine Mutter hat jedem seinen Antheil auf dem Christbaume bestimmt. Kommen Sie daher schnell; die Lichter sind schon angezündet.“

„„Welche Ueberraschung,““ sagte Herbert. „„O Gott! in diesem Hausanzuge!““ jammerte die Frau. „„Das Christkindlein! der Weihnachtsbaum!““ jubelten die Kinder.

Der junge Baron ließ den Ueberraschten nicht viele Zeit; er drängte die Familie in gutherziger Fröhlichkeit vor sich hin, die Treppe hinauf. Sehr freundlich empfing der Freiherr v. Rosen den braven Herbert. „Herr Nikols hat heute von Ihnen mit mir gesprochen,“ begann er, „und meines Sohnes Mittheilungen haben mich mit einer Verpflichtung bekannt gemacht, die ich als Vater gegen Sie lebenslang hegen werde. Wenn Sie nichts einzuwenden haben, so sind Sie erster Rentverweser meiner Güter und Freund meiner Familie. Ich empfehle Ihnen, lieber Herr Herbert, meinen Adolf, und wenn Sie öfter zu seinem, dem Guten nicht erstorbenen Herzen so sprechen werden, wie Sie es heute gethan haben, so wird er mich meine unendliche Liebe zu ihm niemals bereuen lassen.“

Herr und Frau Herbert standen vor Freude ganz sprachlos bei diesem Empfange. „„Welch ein Weihnachtsabend! welch ein Glück!““ riefen die guten Menschen.

„Aber die Kinder!“ fiel die Baronin ein, „so kommt doch zum Christbaume!“ Sie führte die Kleinen in ein prächtiges Gemach, in welchem ihre vier jüngsten Kinder bereits den, auf einem Tische aufgestell-

ten Christbaum bewunderten, und in einen lauten Jubel bei der Ankunft der neuen Gespielen ausbrachen. Den jüngsten aus den Kindern der Frau v. Rosen sehen wir in dem beigefügten Bilde eben die Händchen nach den lockenden Zuckerwaaren ausstrecken, und Herberts Franz unterstützt ihn dabei. Therese nimmt eben den für sie bestimmten Hut in Empfang; und Otto v. Rosen zieht an dem Säbel, den er vor Geige, Buch und Uhr, von dem Baume genommen. Aus dem getrennten Vorhange blicken eben der Freiherr und die Freiin Rosen, sammt dem guten Herbert auf die jubelnden Kinder, sich weidend an der schuldlösen Freude derselben. Herberts Gattin aber bethet in einer Ecke des anstoßenden Gemaches, von Niemanden gesehen und bemerkt, zu Gott, dessen unendliche Güte Alt und Jung mit Freuden erfüllt, von dem alles Glück, aller Segen entspringt.

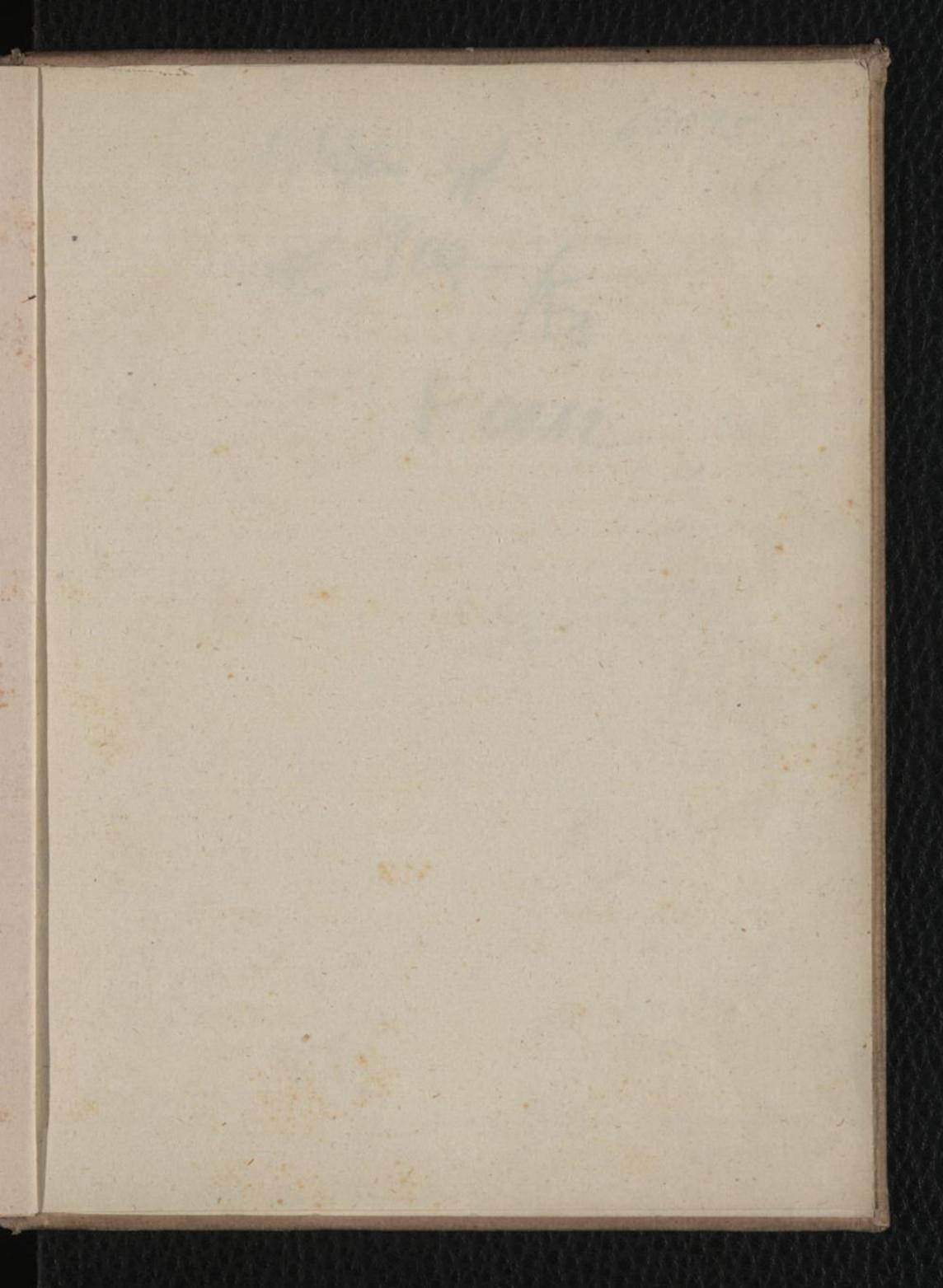
---

### Wohl langsam, aber sicher reift die Frucht.

Ein Sämann säte auf ein fruchtbar Land  
 Den Samen aus mit unverdroßner Hand;  
 Und als sein Tagewerk vollendet war,  
 Verlacht ein unerfahrener Knab' ihn gar,  
 Und spricht: „Was soll's mit deinem Mühen nun?  
 Du plagtest dich, ohn' einmal nur zu ruh'n,  
 Den ganzen lieben Tag bis in die Nacht —  
 Und ei, was hast du denn herausgebracht?“  
 Der Landmann blickt die Erde an und — hofft.

In gleicher Lage ist der Autor oft.  
 Er schreibt und spricht, wie's ihm vom Herzen kam,  
 Und manches Wort ist wohl des Guten Sam'.  
 Wenn Einer gleich am Tagesende nicht  
 Der Arbeit Zweck versteht und kindisch schriech,  
 Ihn tröstet doch im Frühlingsgrün das Feld,  
 Der frische Baum, die junge Blütenwelt,  
 Das Saatenmeer, die fruchtenreiche Flur —  
 Und Alles das entstand mit Gottes Segen  
 (Der im Geleit auf allen guten Wegen)  
 Aus Sämans Müh'n und kleinem Samen nur.

---





Gedruckt  
bey  
Ferdinand Ulrich.

